Aus der Universitäts-Nervenklinik in Marburg
Direktor: Prof. Dr. Kretschmer

Die vitalen Tonusschwankungen Eduard Mörikes

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades in der
Gesamten Medizin der Hohen Medizinischen Fakultät
der Universität Marburg

vorgelegt von

Ingeborg Sievers geb. Lau
aus Flensburg

R. UNIV.
BIBLIOTHEK
LEIDEN

Marburg 1945
„Marburger Presse"
Hergestellt unter Lizenz Nr. 10 der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung

Angenommen von der Medizinischen Fakultät zu Marburg
am 20. 10. 1945
Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät
Referent: Professor Dr. Kretschmer

Meinem Vater gewidmet

Die vitalen Tonusschwankungen Eduard Mörikes

Das Wesen des Menschen ist sein Schicksal. Heraklit.

Jeder erfährt es an sich selbst, daß die körperliche, seelische und geistige Spannkraft Schwankungen unterworfen ist, die einen mehr oder minder großen Einfluß auf die Leistungen haben. Wir bezeichnen sie als „Vitale Tonusschwankungen". Je weniger mechanisch eine Arbeit ist, desto größer ist ihre Abhängigkeit von der allgemeinen Verfassung des Menschen. Daraus ergibt sich, daß bei Künstlern und schöpferischen Menschen die vitalen Tonusschwankungen am deutlichsten hervortreten.

Diese Arbeit befaßt sich mit den vitalen Tonusschwankungen des Dichters Eduard Mörike.

Wie ist bei Mörike der Verlauf der Schwankungen gewesen?

Welchen Einfluß haben sie auf seine Leistungen gehabt?

Durch welche Faktoren sind sie bedingt gewesen?

Diese drei Fragen wollen wir zu beantworten suchen.

Um den Verlauf der vitalen Tonusschwankungen Mörikes ermitteln zu können, müssen wir uns einen Überblick über seinen Entwicklungsgang verschaffen. Die Biographie des Dichters wird dabei als bekannt vorausgesetzt. Wir verweisen auf die ausgezeichnete Mörike-Biographie von Harry Maync. Hier betrachten wir die einzelnen Entwicklungsstufen Mörikes nur nach den oben angeführten Gesichtspunkten. Was die Arbeit an biographischem Material enthält, ist dem Werk Harry Maync's entnommen.

Eduard Mörike wurde 1804 in Ludwigsburg, der damaligen Residenzstadt der württembergischen Herzöge, als viertes Kind des Landvogtei- und Oberamtsarztes Karl Friedrich Mörike und seiner Ehefrau Charlotte Dorothea Mörike geb. Beyer geboren. Das Leben in seinem Elternhause war besonders glücklich und harmonisch. Über die ersten vierzehn Jugendjahre, die Mörike dort verbrachte, liegen Aufzeichnungen von ihm selbst vor im Rahmen eines Lebenslaufs, den er nach altem Brauch beim Antritt seiner Pfarrstelle in Cleversulzbach verlesen hat. Dort heißt es:

„Ich befand mich als Knabe in einem lebhaften Kreis von mehreren Geschwistern, die an Alter teils vor, teils hinter mir standen. Die Ver-

hältnisse meiner Eltern waren für die erste Entwicklung der Kinder günstig genug; allein es konnte der Vater bei einem äußerst geschäftsvollen Amte, das ihn den Tag über meist außer dem Hause festhielt, bei der rastlosen Tätigkeit, womit er selbst daheim nur seiner Wissenschaft lebte, an unserer Erziehung nur den allgemeinsten Anteil nehmen. Wenn er auf uns wirkte, so geschah es zufällig durch einzelne Winke oder gewissermaßen stillschweigend durch den so liebevollen als ernsten Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit; ausdrücklich belehrend war seine Unterhaltung selten und gegen die Jüngeren, zu denen ich gehörte, fast niemals. Dagegen konnte uns im Sittlichen die Mutter auch statt alles anderem gelten. Durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehliche sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus. In tieferer gemütlicher Beziehung aber hatte die Eigentümlichkeit eines älteren Bruders (Karl) den größten Einfluß bald auf mich gewonnen. Was nur ein jugendlicher Sinn irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu sehen vermag, das alles wurde durch die Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höheren und oft geheimnisvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindischen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand."

Nicht erwähnt ist in dieser Selbstbiographie die um sechs Jahre ältere Schwester Luise, die ebenfalls einen großen Einfluß auf ihn gehabt hat. Auch zu seinen jüngeren Geschwistern, August, Adolf und Klärchen, stand er in bestem Verhältnis.

Schon bei dem Knaben Mörike zeigte sich eine starke Phantasie, eine auffallende Hinneigung zum Geheimnisvollen und Weltfernen. Stundenlang überließ er sich stiller Beschaulichkeit und Träumerei. Durch die Märchenerzählungen der Mutter angeregt, erfand er selbst zauberhafte Geschichten, die er den Gespielen mit geheimnisvoller Feierlichkeit anvertraute.

Im Herbst 1811 kam er in die Lateinschule in Ludwigsburg, wo er zahlreiche Freunde fand, mit denen er sein Leben lang in Verbindung geblieben ist, David Friedrich Strauß, Friedrich Notter, seinen späteren Biographen, Friedrich Lohbauer, mit dem ihn später in Tübingen eine tiefe Freundschaft verband, Ferdinand Jung, an den auch etliche Briefe aus den späteren Jahren gerichtet sind, und Herrmann Hardegg, auf den sich das Gedicht „An Herrmann" bezieht. Seine Leistungen in der Schule waren nicht hervorragend. In den Unterrichtsstunden zeigte er sich oft als unaufmerksamer Träumer. Bezeichnend für ihn ist ein von Notter beglaubigtes Geschichtchen:

Als ein Lehrer den Knaben wieder einmal, wie gewöhnlich, sinnend und in sich versenkt auf der Schulbank sitzen sah, trat er vor ihn hin und fragte mit halb mitleidigem Spott: „Nun, von welchem Brückle hast eben wieder nuntergeschaut?"

„Läßt sich", bemerkt Notter dazu, „von dem Innern einer Seele, die auf das Meer ihrer noch ungewordenen Lieder hinausblickt, ein treffenderes und zugleich populärer ausgedrücktes Gleichnis geben?"

So gern Mörike sich in versteckten Winkeln in das Reich seiner Phantasie zurückzog, so gern trieb er sich andererseits mit Geschwistern und Gespielen im Freien herum und beteiligte sich mit Freude an dem beliebten Räuberfangspiel und dem Schießen mit Pfeil und Bogen. Das ungetrübte Glück der Familie wurde zerstört durch den frühen Tod des Vaters, der im Jahre 1817 nach dreijährigem Leiden den Folgen eines Schlaganfalls erlag. Obwohl Mörike beim Ausbruch der Krankheit erst 10 Jahre alt war, erfaßte er das Schicksal, das seinen Vater betroffen hatte, in seiner ganzen Schwere.

Mörikes Mutter bezog nach dem Tode ihres Gatten eine kleine Wohnung in Stuttgart. Ihn selbst nahm sein Onkel, der Präsident Georgii, in sein Haus in Stuttgart auf. Mörike besuchte dort das „Gymnasium illustre". Hier fing er zum ersten Mal an, ohne Zwang zu lernen. Seine Schulleistungen waren trotzdem nur mäßig, in der Arithmetik sogar schlecht. Er ergötzte seine Mitschüler durch die Gabe, fremde Besonderheiten, etwa solche eines Lehrers, nachzuahmen oder mit einer seltsamen Vokabel Spaß zu treiben.

In Georgiis Haus herrschte noch viel von dem patriarchalischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Der Hausherr hielt streng auf die Sitten und Gebräuche der guten alten Zeit. Doch wußte Mörike auch hier bald irgendein weltentrücktes Plätzchen zu finden, wo er sich seinen Grübeleien und Träumen überlassen konnte.

Trotz der großen Wesensverschiedenheit zwischen Georgii und dem Neffen hat Mörike seinen Onkel sehr verehrt.

Der Oheim Georgii war es auch, der von jeher darauf hingewirkt hatte, daß Mörike Geistlicher werden sollte. Jetzt, nach dem Tode des Vaters, empfahl sich dieser Plan auch aus wirtschaftlichen Gründen; denn für einen Schüler, der den geistlichen Beruf wählte, wurden, wenn er die vorgeschriebenen Examina bestand, vom 14. Lebensjahre ab, die Ausbildungs- und Unterhaltungskosten durch den Staat bestritten.

So wurde Mörike denn für den geistlichen Stand bestimmt und im Oktober 1818 in die Klosterschule in Urach eingewiesen.

In Urach herrschte damals eine strenge, fast klösterliche Zucht. Arbeits- und Erholungsstunden waren genau vorgeschrieben. Dem Knaben Mörike, der bis dahin fast ganz seinen Neigungen hatte leben können, mag es nicht leicht gefallen sein, sich daran zu gewöhnen. Trotzdem ist er gern in Urach gewesen.

Die schöne Landschaft, das Zusammenleben mit den Freunden, von denen Hartlaub, Bruckmann und Mährlen ihm am näch-

sten standen, entschädigten ihn für vieles. Mit ihnen fand er sich zusammen in romantischer Träumerei.

Besonders reizvoll waren die geheimen Nachtausflüge, die oft unternommen wurden. An einem Bettuch ließen sich die Jungen vom Schlafsaal aus herunter, um irgendwo im Tannenwald beim Kerzenschimmer zusammen zu sitzen. Das Juragebirge mit seinen Schluchten und Felsenhöhlen war für solche Zusammenkünfte sehr geeignet. Hier war auch Mörikes „Sorgenfrei", ein selbstgebautes Hüttchen, in das nur die Allernächsten Zutritt erhielten. Auch übermütig konnte Mörike sein, und mit Vergnügen beteiligte er sich an verbotenen Beschäftigungen, wie Tabakrauchen und Pistolenschießen.

In die Uracher Zeit fällt der Beginn der Freundschaft mit Wilhelm Waiblinger, mit dem er anfangs nur brieflich verkehrte, den er aber bald bei Gelegenheit eines Besuches persönlich kennen lernte.

Vier Briefe Mörikes an Waiblinger sind aus dieser Zeit erhalten. Darin zeigt sich die große Zartheit seines Gemüts. Durch die Umgebung leicht in seinen Gefühlen verletzt, sucht er die Einsamkeit. Oft leidet er unter Hemmungen, die ihn daran hindern, sich seinen Mitmenschen gegenüber frei und ungezwungen zu geben. Stark beeindruckt wird er durch die Musik.

Wir bringen hier einige charakteristische Stellen aus diesen Briefen:

Aus einem Brief vom 11. 11. 1821:

„Sieh, Guter, ich habe solche kalte Herzlose auch schon so kennen gelernt und Gott gedankt nachher, daß ich nicht für sie taugte. Du wirst Dich hoffentlich auch nicht länger über ihren Verlust grämen. Ich habe niemanden hier, der mir das sein könnte, was ich billigerweise an einem vollkommenen Freund wünsche. Eine treue redliche Seele hängt mir zwar mit derselben innigen Liebe an, mit der ich ihr entgegenkomme, ich könnte als diesem Liebling aufopfern, und mit niemandem habe ich je so vertraut und froh gelebt, aber in Beziehung auf die beiderseitige Übereinstimmung in Richtung des Geistes vermiß ich (unter anderem) etwas, ohne welches ich an der Seite dieses Teuren nie ganz glücklich sein werde. Und wenn ich Dir nun sage, daß dieses Eine — vorherrschende feurige Liebe zur Poesie — echter Geschmack ist, so habe ich Deine Frage, ob ich diese Kunst nicht auch vor allen anderen verehre, schon beantwortet. Auch mir ist jene Zuflucht, die sich Dir in Deinem Schmerz oft auftat, und Dich befriedigen konnte, nicht fremd, wenn schon mir nicht vergönnt ist, wie ich es gern wollte, in diesem wohltuenden warmen Sonnenschein zu verweilen, aber ich hoffe, die Zeit wird noch kommen, wo man es mir nicht mehr für Raub an der Zeit anrechnen soll, wenn ich, meinen Faust in der Hand, glücklich bin wie Du."

Aus dem gleichen Brief:

„Ich werfe mir oft vor, mein Streben sei nicht das, was es sein könnte, und ich glaube fest, daß ich mich in einer anderen Lage und

Umgebung besser befände; Zimmermann sagt: ‚Lieber Jüngling, Einsamkeit ist Deine Welt!'"

Aus einem Brief vom Februar 1822:

„Das ist ein wunderlicher aber schon tausendmal von mir verfluchter Zug, daß ich aus einer dunklen Besorgnis, ich möchte dem Freund oder Bekannten, den ich zum erstenmal oder auch nach langer Zeit wiedersehe (der aber im ersten Fall schon von mir gehört haben muß), in einem ungünstigen Licht erscheinen, blitzschnell aus meinem eigentlichen Wesen heraustrete. Das ist schon so eingewurzelt bei mir, daß ich diese Maske fast bewußtlos annehme und so den Freund abhalte, mir frei, mit Zutrauen entgegenzukommen, mithin keinem von beiden, am wenigsten mir selbst damit diene. Dabei ist mir aber nicht wohl zu Mute, es drückt mich immer; es ist, als wäre ich in einen neblichten Duft halb eingeschleiert, als stünde der Freund klar und wahrhaft mir vor Augen, wo ich mich ihm dann so gerne ganz offen und unbefangen zeigen möchte, je mehr ich ihn liebgewinne und bemerke, daß er mich so nicht lieben kann. Da möcht' ich ihm gerne mit Tränen mein Inneres aufschließen, das von Wunden blutet, aber ich kann nicht mehr aus dem Schleier herausspringen, ich scheue mich vor ihm und zürne wütend über mich selber, und dieser Zwiespalt, diese Unzufriedenheit mit mir, steigt dann aufs Höchste, wenn der Geliebte fort ist — ich brenne, ihn noch einmal zurückrufen zu können, um ihm das unechte Bild aus dem Herzen zu reißen. —"

Aus dem gleichen Brief:

„In unsere Hütte führte ich Dich darum nicht, weil ich um Dein Pedal wußte. Gestern las ich eine Stelle aus Novalis, die mich an dieses mein Sorgenfrei erinnerte. Eine Liebe zu einer leblosen Sache ist wohl denkbar, auch zu Pflanzen, Tieren, der Natur, ja zu sich selbst. So entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang, und die höchste Leidenschaft ist möglich.

— Die Geheimnisse dieses Umganges sind noch sehr unbeleuchtet. — Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihen der höheren Sinne notwendig, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen miteinander manchen heiligen Keim ersticken und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuter Gesellschaften und die Verhandlung kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verscheuchen. Lieber! In dieser abgeschiedenen Zelle bei diesem brennenden freundlichen Lichte — da, ich kann Dir's nicht nennen, wie ich mich da fühle. Schreib auch etwa von Rhodes Benefiz-Oper.

Wirklich tut die Musik eine unbeschreibliche Wirkung auf mich — oft ist's wie eine Krankheit, aber nur periodisch. Ich sage Dir, eine bewegliche, nicht gerade traurige Musik, oft eine fröhliche, kann mir manchmal mein Innerstes lösen. Da versink ich in die wehmütigsten Phantasien wo ich die ganze Welt küssend voll Liebe umfassen möchte, wo mir das Kleinliche und Schlimme in seiner ganzen Nichtigkeit und wo mir alles in einem anderen verklärten Lichte erscheint. Wenn die Musik dann abbricht möchte ich in meiner Empfindung von einer hohen Mauer herabstürzen, möcht ich sterben; so ging's mir damals bei dem herumziehenden Harfner."

In diesen Briefen wird auch Mörikes Base Klärchen Neuffer, seine Kindheitsfreundin und Jugendliebe, erwähnt:

Aus einem Brief vom 20. 12. 1821:

„Ich nannte einst ein Wesen mein, wie Du eines Dein nanntest: Dir ward's genommen, aber Du hast's noch. Ich hab's auch verloren, aber trauriger; — denn zu einem andern ist's übergegangen."

Aus einem Brief vom 23. 4. 1822:

„Das während der Ferien durch Zerstreuung aller Art unterdrückte Bewußtsein ist wieder neu erwacht: verloren zu haben, was mir sonst mein Liebstes war. — Sie hat mich wohl seit einiger Zeit nicht mehr so recht befriedigt, aber nun in meiner Alleinheit treten die alten Erinnerungen wieder vor mich hin, sie wird mir wieder viel lieber und anmutiger, und ich glaube, ihr Unrecht getan zu haben, wünsche, jetzt gleich zu ihr zu können, um alles wieder gut zu machen, womit ich sie in meiner falschen Meinung beleidigte."

Wahrscheinlich zum Teil durch ihre Eltern beeinflußt, denen Mörike als Schwiegersohn nicht genehm war, hatte Klärchen sich mehr und mehr von ihm zurückgezogen und sich mit einem Pfarrvikar Schmidt angefreundet. Zum endgültigen Bruch zwischen ihm und Klärchen kam es aber erst 1824, als Klärchen sich mit Schmidt verlobte. Wie sehr Mörike unter dem Verlust seiner Jugendliebe gelitten hat, das bezeugen noch manche späteren Briefe. Seinen poetischen Niederschlag fand das Erlebnis in den beiden Gedichten „In der Hütte am Berg" und „Erinnerung an Klärchen Neuffer", die beide 1822 entstanden sind.

Für unsere Betrachtungen von Interesse ist es auch, daß Mörike schon in einem dieser Briefe über rheumatische Beschwerden klagt, unter denen er bis zu seinem Lebensende gelitten hat.

Im September 1842 verließ Mörike nach bestandenem Abschlußexamen das Uracher Kloster, um nach einer kurzen „Vacance" bei seiner Mutter, die inzwischen nach Nürtingen gezogen war, in Tübingen mit dem Theologiestudium zu beginnen.

In einem Brief an Hartlaub, der kurz nach der Abreise aus Urach geschrieben worden ist, schildert Mörike dem Freund die Gefühle, die ihn überkamen, als er im Postwagen saß, auf dem Wege in die Heimat.

„Auf dem Weg hatte ich einen vielfachen Wechsel von Stimmungen — das Scheiden von Urach, Gedanken an die Vakanz — die Zukunft. Ich weiß nicht, wie ich eigentlich hierher kam; — es schien mir, als hätt ich von Eurer Gegend oder von der meinigen noch nicht so recht Abschied genommen, und wie ich zurück dachte, wars, als wäre ich, als sähe ich mich selber — einen Mörike, den wahren, in Urach, es machte mich halb wehmütig. Du wirst sagen: ganz eigens! Aber es war so. Auch an Dich habe ich gedacht, und mehr als einmal. Und — sonderbar genug — lange an Mignon, sie stand fast nie so rührend vor mir — ihr Lied ging mir immer im Kopfe herum."

Aus der Uracher Zeit stammen folgende Gedichte: ein humoristisches „An den Senior der Uracher Promotion" (entstanden 1820), „Auf Erlemeyers Tod", das bei einer Trauerfeier der Uracher

Promotion vorgetragen wurde, „Märchen“ und „Die Liebe zum Vaterlande“, das an ein politisches Ereignis anknüpfte, und zwar an die von König Wilhelm dem württembergischen Volke gegebene Verfassung, die den langjährigen Streit mit den Ständen beendigte.

Abgesehen von dem Gelegenheitsgedicht „Elternliebe“, das in Mörikes elftem Lebensjahr entstanden ist und sich noch ganz in den herkömmlichen steifen Formen bewegt, sind es die ersten Gedichte Mörikes überhaupt, die erhalten sind.

In Tübingen bezog Mörike das evangelisch-theologische Seminar, das meist einfach als das „Stift“ bezeichnet wurde.

Wie in Urach, so herrschte auch hier im Stift eine strenge Hausordnung mit vorgeschriebenen Arbeits- und Recreationsstunden. Der Wirtshausbesuch wurde erst 1826, also nach Mörikes Zeit, gestattet.

Die Aufsicht war etwas milder als in Urach, doch fehlte sie keineswegs. Selbst der Pförtner war verpflichtet, die Ein- und Ausgehenden streng zu beobachten. Die Studien mußten die Stiftler unter der Aufsicht des Inspektors und der Repetenten nach festgesetzten Lehrplänen betreiben und halbjährliche Prüfungen ablegen. Die Hörsäle der theologischen Fakultät befanden sich im Stift selbst. Hier trafen die Stiftler mit den selbständigen Studenten zusammen, von denen sie natürlich nicht für voll angesehen wurden.

So lernte Mörike ein freies Studentenleben nie kennen. Auch das Studium als solches konnte ihm nicht viel geben, da weder die Lehrstühle der Theologie, noch die der Philosophie von besonders guten Kräften besetzt waren. Mörikes Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet waren nach wie vor sehr mäßig. Der Uracher Professor Köstlin bezeichnete ihn bei seinem Abgang als einen „Freund des Ästhetischen, dem trockenen Studium abhold“. In den Stiftsakten befinden sich sämtliche Zeugnisse Mörikes, die alle ziemlich schlecht sind.

Vom akademischen Burschenwesen hielt Mörike sich bewußt fern. Nicht die Ideale der Burschenschaft an sich waren es, die ihn abstießen, sondern das laute, prahlerische Wesen, das viele ihrer Vertreter zeigten.

Schon im März 1822 hatte Mörike an Waiblinger geschrieben:

„Ich mußte Sand von jeher wegen seiner echten guten Gesinnung lieben, ich gesteh aber, daß so manch eisenfresserischer Studiosus mit seinem kindischen Geschrei oder vermeintlichen Enthusiasmus, wie er sich besonders in Stunden des Weins bei manchem Lümmel, der nicht weiß, was er will, in Lobeserhebungen Sands zu äußern pflegt, mir das Bewußte und Wahre, das ich an dergleichen Dingen fand, verkümmerte, so

daß mir nicht selten ein eigner Widerwille aufsteigt, wenn ich von Sand rühmlich sprechen höre."

Wie in Urach, so hatte Mörike auch in Tübingen zahlreiche Freunde, unter anderen Waiblinger, der gleichzeitig mit ihm das Stift bezogen hatte, Bauer, Lohbauer, Mährlen und David Friedrich Strauß. Er schuf um sich eine Art Freimaurerloge, wie David Friedrich Strauß es nannte. Das Gartenhäuschen des Archidiakonus Pressel wurde Schauplatz romantischer Mysterien. Hier empfingen die Freunde manchmal den Dichter Friedrich Hölderlin, der zu der Zeit schon psychotisch war.

Am nächsten standen Mörike damals die Freunde Bauer und Waiblinger.

Maync gibt in seiner Mörikebiographie von beiden eine Charakteristik, die wir an dieser Stelle wiedergeben wollen, da die Kenntnis dieser beiden Charaktere für das Verständnis von Mörikes Wesen eine gewisse Bedeutung hat:

„Waiblinger war damals eine glänzende Erscheinung. Von hoher, kraftstrotzender Gestalt, mit stolz zurückgeworfenem Haupt und wilden dunklen Locken, dazu von feuriger Beredsamkeit, schien er da das junge Genie in sich zu verkörpern. Doch war er nicht charakterfest genug, um sich im glücklichen Rausch nicht zu verlieren. Seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz gediehen zu derselben Maßlosigkeit wie alles, was er tat und dachte. Seine Neigung für das Abenteuerliche und Überspannte, seine ausschweifende Phantasie gefährdeten seine Kunst ebenso ernstlich, wie seine zügellose Leidenschaft ihn im Leben fortriß und zugrunde richtete. Was Mörike auszeichnete, das schöne Gleichmaß des Innern, fehlte ihm völlig, der immer von einer Übertreibung in die andere fiel. Von einer kecken, wagemutigen Zuversicht getragen, setzte er das eine Mal mit großer Willensstärke durch, was er sich vorgenommen hatte, um sich das nächste Mal in unmännlicher Tatenlosigkeit vom Schicksal niederwerfen zu lassen. Bald überließ er sich der Liebe und der Freundschaft mit schwärmerischer Hingabe, bald unterdrückte er jeden, der ihm nahestand. Im Grunde aufgehend im heidnischen Lebensgenuß, konnte er in den heiligsten Gefühlen frommer Zerknirschung schwelgen. Bald fühlte er sich durch Beethovens Riesenschöpfungen erstarkt, bald verfiel er völlig Byronischer Zerissenheit. All sein Streben, in guten Stunden diese Mißtöne in einen reinen Klang aufzulösen, wollte nicht glücken. Seine Arbeitsfähigkeit war so groß wie sein Wissen, aber noch größer der Leichtsinn seiner feurigen Gemütsart, die ihn von früh an in peinvolle Liebeswirren verstrickte. Hundert poetische, vorwiegend dramatische Pläne keimten in dem Jüngling, doch in der Brandung des Lebens zerrann ihm sein Dichten."

Über Bauer schreibt Maync:

„Ludwig Bauer mit seinem hellen schönen Angesicht und dem seelenvollen Glanz seiner braunen Augen war ein Mensch von heiterster Liebenswürdigkeit. Ein natürlicher treuer, lauterer Jüngling, rein und harmlos und wiederum frisch und schalkhaft, zugleich von hingebender Weichheit und männlichem Ernste, voll poetischen Schwunges und doch ein Mann der Lebensklugheit, geistig bedeutend und doch anspruchslos, war er innerlich viel tüchtiger als Waiblinger, dessen geniale Feuerseele sein eigenes angenehmes, aber doch wesentlich nachbildendes Talent er-

heblich in den Schatten stellte. Trotz seiner nebelhaften Schwärmerei für alte Ruinen und einsame Schlösser hatte Bauer etwas vom Regelmenschen, was ihn im Leben schnell zu etwas kommen ließ, ja, ihm mit der Zeit sogar ein kleines Philisterzöpfchen anhängte."

Als Waiblinger 1824 durch ein Liebesverhältnis in einen Skandal verwickelt wurde, sagte sich Bauer förmlich von ihm los. Mörike, den seine Schwester Luise dazu zu bewegen ersuchte, das Gleiche zu tun, schrieb damals an Waiblinger einen Abschiedsbrief:

„Was ich Dir jetzt sagen muß, wird Dir so unerwartet sein! Ich will nur wenige und einfache Worte dazu brauchen. Ach? Es ist mir keine Sprache ruhig und freundlich genug, Dir meinen Entschluß gelinde ins Ohr zu sagen. Ich möchte gern meinen eigenen Schmerz dabei, ich möchte meine Liebe, die immer wieder zu Dir hinlaufen will, und zugleich die Nootwendigkeit jenes Entschlusses, Dir alles auf einmal ins Herz prägen. Ich glaube, lieber Waiblinger, und habe es bald nach jenen ersten Abenden geahnt und immer wieder zurückgedrängt, daß wir uns begnügen müssen, uns einmal gekannt zu haben, und an der Liebe, die jeder vom andern behalten wird.

In der Zeit, daß der Gedanke Raum in meinem Innern gewann, stand ich oftmals still und legte die Hand auf mein Herz, ob ich wohl täte. Aber ich tue wohl und recht.

Weder Bequemlichkeit noch Leichtsinn, noch daß meine Liebe zu Dir abgenommen hätte seit dem ersten Abend, ist ein Grund; dieses sei versichert. Du sahest meine Freude und meine Rührung, als ich Dich damals fand; ich fühlte eine unwiderstehliche Neigung und Pflicht, mich Dir ganz und auf immer zu übergeben; aber selbst jene Augenblicke waren nicht leer von Besorgnis, daß wir nicht beieinander bleiben könnten. Ach Gott! muß ich denn solche Worte brauchen, die, wenn Du bitter würdest, sogar gemein lauten müßten. Aber nur weiter. Ich bin ja nicht unredlich dazu gekommen. Weiß der Himmel, ich liebe Dich mit dem vollsten reinen Herzen und habe Gram gegenüber das, was ich tue.

Sieh! ich wäre Dir, Du wärest mir ein Hindernis, ein Aufenthalt unseres Laufes, den jeder für sich nehmen muß. Du sahest dies nur darum nicht früher, weil ich Dir in Deiner Empfindungsart, in der ich mich gar gerne selber wiederholte, nicht entschieden widerstand; dies war mir nicht möglich; denn ich wollte glücklich bei Dir sein, und was wir gleich hatten, mochte ich mit Lust genießen. Allein es ist meine alte Erfahrung (und das hätt ich auch jetzt nicht sollen übersehen), daß ich die Poesie im Umgang mit keinem zweiten teilen kann, der ihre Unruhe und Leiden um sich verbreiten muß, statt daß er sie rein in sich verwindet oder, wenn sonst keine Auskunft ist, auf einem (nur scheinbar) entferntern Weg sich mit ihr ins Gleichgewicht setzt.

Scheint dieser Grund Dir selbstsüchtig (aber mit Unrecht), so bedenke, daß wenigstens Dir bei dieser meiner Schwachheit nicht gedient wäre, und daß ich ebenso gut verhindern will, den Gang, den Du der Natur gemäß fortnehmen mußt, unzeitig zu stören oder mit dem meinigen in ein erbittertes Gedränge zu bringen.

Liebe Seele! Nimm meine Offenheit nicht für Härte oder sonst etwas Böses! Greife die Mittel wieder auf, die Du damals fallen ließest, als ich Dich aufs Neue wieder ins Ungewisse reizte!

Was hab ich Dir noch zu sagen, daß Du nicht alles selber wüßtest! Eines kann ich doch nicht, es kanns kein Mensch — Dich über Deine Zukunft beruhigen! Du kannst es! Ich aber weiß, daß Du mich ent-

behren kannst und glücklicher bist ohne mich. Und daß eine Zeit kommt, wo wir neu zusammentreten.

Leb wohl! Laß mich nicht ohne ein paar Worte und nimm schließlich die Versicherung, mir habe niemand zu diesem Schritte verholfen.

Dein Eduard."

Dieser Brief wurde nie abgeschickt. Trotzdem trennten sich die Wege der Freunde bald, da Mörike in der nächsten Zeit durch andere Dinge stark in Anspruch genommen wurde, über die wir noch berichten werden. Waiblinger wurde 1826 aus dem Stift ausgeschlossen und ging bald darauf nach Italien, wo er schon nach kurzer Zeit im Alter von 26 Jahren starb. Mörike hat von ihm einen sehr liebevollen Brief aus Rom erhalten und es bitter bereut, daß er die Antwort so lange hinausgezögert hatte, bis es zu spät war. Er hat nie aufgehört, an den Wert des Freundes zu glauben. Das Freundschaftsverhältnis zwischen Mörike und Bauer erreichte seinen Höhepunkt erst nach der Trennung von Waiblinger. Mit Bauer teilte Mörike seine Traumwelt. Mit ihm gemeinsam vertiefte er sich in die Werke Goethes und Shakespeares. Mit ihm zusammen erschuf er auch das Märchenland Orplid, von dem Mörike den Schauspieler Larkens im „Nolten" ausführlich erzählen läßt.

Ein anderer Freund, der in seinem Wesen viel mit Waiblinger gemein hatte, war Friedrich Lohbauer. Mit Lohbauer führte ihn ein gemeinsames Erlebnis zusammen, die Liebe zu Maria Meyer, einem seltsam bezaubernden Mädchen.

Diesem Liebeserlebnis Mörikes, neben dem die anderen verblassen, danken wir die Peregrinagedichte. Auch die Elisabeth aus dem „Nolten" trägt Züge dieses Mädchens.

Maria Meyer war, als Mörike sie kennen lernte, Schenkmädchen in einer Wirtschaft in Ludwigsburg, wo Mörike öfter seine Ferien im Hause des Freundes Lohbauer verbrachte. Ihr Brotherr, der Gastwirt Helm, hatte das Mädchen besinnungslos auf der Straße gefunden, in sein Haus aufgenommen und später als Schenkmädchen angestellt.

Der Ruf ihrer ungewöhnlichen, fremdartigen Schönheit zog bald die gesamte männliche Jugend Ludwigsburgs in das Gasthaus Helm, so auch die Freunde Lohbauer und Mörike.

Maria war eine Somnambule und pflegte die Kunst des magnetischen Bestreichens. Auffallend war ihre Geistesbildung. Sie war mit den Werken Schillers, Goethes und Jean Pauls vertraut. Über ihre Herkunft machte sie ihren Verehrern gegenüber nur dunkle Andeutungen. Sie wäre aus Österreich oder Ungarn und wäre ihren Angehörigen entflohen, weil diese sie hätten zwingen wollen, in ein Kloster zu gehen.

Auf die dringenden Bitten ihres Sohnes nahm Lohbauers Mutter, eine Offizierswitwe, die Fremde in ihr Haus. Die beiden

Freunde, die nun natürlich viel mit Maria zusammenkamen, wurden bald von einer großen Leidenschaft für sie erfaßt. Besonders tief war dieses Gefühl bei Mörike, sah er in ihr doch nicht nur die Frau, sondern die Verkörperung der Ideale, nach denen er gestrebt hatte, die Erfüllung seiner Träume.

Als Mörike wieder nach Tübingen zurückkehrte, begann er einen Briefwechsel mit Maria. Zu seinem Schmerz mußte er jedoch bald feststellen, daß böse Gerüchte über sie im Umlauf waren, die ihre Bestätigung dadurch zu erhalten schienen, daß Maria eines Tages, ohne jemandem vorher etwas gesagt zu haben, aus Ludwigsburg verschwand. Ende des Jahres tauchte sie in Heidelberg wieder auf, wo Mörike Erkundigungen über sie einzog, deren Ergebnis ihm keinen Zweifel mehr darüber ließ, daß das Bild, das er sich von Maria gemacht hatte, durchaus nicht der Wirklichkeit entsprach. Wahrscheinlich wird er bei der Gelegenheit auch erfahren haben, daß Maria ihm über ihre Herkunft falsche Angaben gemacht hatte.

Diese Erkenntnis war für Mörike eine grausame Enttäuschung. Nur Bauer, mit dem er in der Zeit viel zusammen war, und seiner Schwester Luise gegenüber hat er sich darüber ausgesprochen. Später hat er sich über dieses Erlebnis ganz in Stillschweigen gehüllt. Selbst seinem Freunde Hartlaub gegenüber sprach er später in einem seiner Briefe von einer „Noli me tangere" Vergangenheit. Die Briefe an seine Schwester Luise, die dieses Thema berühren, sind nicht mehr erhalten, bis auf einen vom 26. 1. 1824, in dem er ihr schreibt:

> „Warum sollt' ich Dir in Bezug Marias nicht getraut haben? Du scheinst nach Deinem letzten Schreiben halb und halb daran zu zweifeln, aber ich antworte ihr nicht. Unter den weiteren Beweggründen dagegen, wovon Du sagst, ist Dir vielleicht auch der Universitätsaufenthalt eingefallen, denn weder Jura noch Medizin — noch — Theologie ist ihr Fach, aber unterhaltend muß es sein; das weiß man auch in Bernhausen. (Dies jedoch ohne Parallele, aber auch ohne Scherz.) Und doch scheu ich mich, wie vor einem Gespenst, diesen Punkt mehr als halblaut vor mir zu gestehen, weil ich ihn wirklich nicht glaube bei Maria. Ihr Leben, so viel ist gewiß, hat aufgehört, in das meinige weiter einzugreifen als ein Traum, den ich gehabt und der mir viel genützt."

Über die Persönlichkeit der Maria gibt uns eine Arbeit von Corrodi Aufschluß, von der ich hier einen Auszug geben möchte:

Maria Meyer wurde 1802 in Schaffhausen geboren. Sie war das uneheliche Kind einer Metzgerstochter. Ihre Mutter war, obwohl sie einer ehrenwerten Familie entstammte, eine stadtbekannte Dirne. Da sie wegen unsittlicher Vergehen für unbegrenzte Zeit im Arbeitshaus festgesetzt wurde, wurde das Kind Maria schon früh bei Verwandten untergebracht. Maria soll damals schon sehr verwahrlost gewesen sein und einen Hang zum Stehlen gehabt haben.

Als sie 14 Jahre alt war, kam sie in das Gefolge der Wanderpredigerin Frau Krüdener. In dieser Zeit begannen wahrscheinlich ihre okkulten Erlebnisse.

Im Oktober 1817 wurde Frau Krüdener, die sich in der Zeit in Alt-Breisach im Breisgau aufhielt, auf Anordnung der badischen Regierung durch Polizeigewalt von ihrem Gefolge getrennt. Maria erschien im November desselben Jahres wieder in Schaffhausen, wo sie wegen „Physischer und moralischer Verdorbenheit" im Arbeitshaus festgesetzt wurde.

Die Mutter hatte inzwischen wieder ihre Freiheit erlangt, nachdem ihr Bruder dem Rat versprochen hatte, sie zu überwachen. Der Konrektor der Anstalt, bei dem Maria den Vorbereitungsunterricht für die Konfirmation erhielt, sorgte dafür, daß sie bald entlassen wurde. Daraufhin verließ Maria die Stadt, und nun begann ihr Wanderleben. Sie zog von Stadt zu Stadt, und überall zog ihre seltsame Erscheinung und ungewöhnliche Schönheit die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich. Dadurch fand sie, besonders unter den Gebildeten, immer wieder Gönner, die sich ihrer annahmen.

Auf diese Weise ist sie auch einmal in das Elternhaus des früher viel gelesenen Dichters Münch gekommen, dessen Buch „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien eines teutschen Gelehrten" auch Aufzeichnungen über Maria Meyer enthalten, die für ihre Beurteilung sehr wertvoll sind. Darin erzählt Münch von ihr unter anderem:

„Ich unterhielt mich gern mit ihr und ließ sie ihr ganzes, durch Frau von Krüdener und den Sandschen Kultus ausgebildetes System entwickeln, welches ein seltsamer Mischmasch von Wahrheit, Irrtum, Klarem und Dunkelm, Sensualem und Moralischem war. Sicher, bei mir eine teilnehmende, ja selbst sympathisierende Seele zu finden, und hoch aufjubelnd, als sie vernahm, daß ich zu Sands Freunden gehörte, zog sie ein Medaillon aus dem Busen hervor, welches ein Bild des Mörders von Kotzebue, (angeblich) einige Haare von demselben, so wie eine kleine Locke ihres verstorbenen Geliebten, hübschgeschlungen, neben einigen eingelegten Pensés enthielt. Sie küßte es unaufhörlich und bat mich, ihren schwesterlichen Segen nicht zu verschmähen, welchen ich dann auch, halb gerührt, halb lachend, annahm."

An anderer Stelle schreibt Münch, daß Minette, so nannte er Maria, in dem Wahn gelebt habe, Sand umschwebe sie als Schutzengel.

Noch einen Ausschnitt aus Münchs Aufzeichnungen möchte ich hier wiedergeben, der für Marias Wesen bezeichnend ist:

„Oft legte sie sich wie ein Kind der Länge nach neben mich oder setzte sich mir auf den Schoß, starr und unbeweglich mir in die Augen blickend, wenn ich in irgendeine Lektüre vertieft war, und lachte dann plötzlich närrisch, wenn sie sah, daß sie mich genierte, oder, daß die Pfeife ausgegangen und ich durch ihre Attitude verhindert war, sie zu stopfen. Die kindische Person wollte dann das Geschäft selbst besorgen

und steckte mir Blumengras oder etwas Knallendes hinein, bloß oben einigen Tabak hinzufügend, und wollte dann zerspringen vor Lachen über meinen alsbald in dasselbe sich auflösenden Ärger. Oft jedoch blieb sie wieder ganze Tage lang ungemein traurig, küßte unaufhörlich das Medaillon und was sie sonst geheimnisvolles bei sich trug, oder sang höchst konfuse pietistische Lieder. Nun kam aber bald noch etwas ganz anderes.

In einer Nacht konnte ich gar nicht zur Ruhe kommen, da eine ungeheure Schwüle die Atmosphäre beherrschte, und ein Gewitter im Anzug war. Ich schlief im oberen Stocke, sie aber unten, dem Rheine zu, in meinem alten Studierzimmer. Da ich freie Aussicht in das Fenster hatte, und die Blitze oft wunderbar durch die nicht mehr ganz vollständigen Jalousieladen zogen, so gewahrte ich bei Minetten allerlei seltsame Bewegungen und befürchtete, daß irgendein Unglück ihr zugestoßen sei. Schnell verfügte ich mich mit dem Lichte über die Altane; da ich von früher her einen verborgenen Drücker kannte, der die Tür öffnete, so kam ich ohne Schwierigkeit hinein. Welcher Anblick aber stellte sich mir dar! Das Mädchen kniete in leichtem Unterkleid auf dem Boden, ein hartes Stück Holz unter sich; der schöne, schneeige Rücken war entblößt, und eine Geißel von kleinen Stricken schwang sich unaufhörlich auf denselben, während sie vor dem Kruzifix und dem Medaillon Gebete hersagte und kleine Lieder mit wahren Irrenhausmelodien dazwischen sang."

Aus diesen Aufzeichnungen geht hervor, daß bei Maria, wie Mörike ganz richtig empfunden hat, eine wesentliche Abweichung vom normalen seelischen Geschehen vorlag. Das Ekstatische ihres Wesens, das kindlich Unmotivierte in ihrem Gebaren, das Erlebnis der magischen Fernwirkungen (in diesem Fall die magische Verbindung mit Sand), das sind Momente, die für schizophrene Psychosen, besonders für die Paraphrenie, charakteristisch sind.

Auch der zeitliche Ablauf des Krankheitsgeschehens führt uns zu der Vermutung, daß der „Wahnsinn" der Maria eine Psychose aus dem Formkreis der Schizophrenie gewesen ist.

Etwa mit dreißig Jahren nämlich, kehrte Maria wieder in ihre Heimatstadt zurück, um von diesem Zeitpunkt ab ein gut bürgerliches Leben zu führen. Sie heiratete einen Schreiner, mit dem sie in einer glücklichen Ehe lebte, und genoß in der zweiten Hälfte ihres Lebens den besten Ruf. Noch bis ins hohe Alter galt sie als eine „Noble Frau". Von ihrem Hang zum Mystischen und ihren okkulten Erlebnissen ist später nichts mehr verlautet.

Ihre krankhaften Erscheinungen beschränken sich also auf die Zeit der Pubertät und Nachpubertät, deren Beziehung zu der Schizophrenie ja erwiesen ist.

Ebenso möglich ist es aber auch, daß Maria keine Geisteskranke gewesen ist, sondern nur eine schizoide Psychopathin, deren abwegiges Verhalten seine Ursache in einer hysterischen Einstellung gehabt hat. —

Mörike befand sich, nachdem er die ungünstigen Nachrichten über Maria erhalten hatte, in einem Zustand der inneren Zerrissen-

heit. Er konnte sich nicht damit abfinden, daß er sich so in Maria getäuscht hatte. Seine Schwester Luise, der er sich anvertraute, schrieb ihm damals:

„Achte Du in ihrem Wesen immer das hohe Ideal der Reinheit und Tugend, das Deiner Seele jenen mächtigen Schwung verleiht, der sie schnell empor, der sie zum Himmel trägt! Bewahre ihr Bild, das Bild der Tugend, lebendig in Deinem Innern und danke ihm das Gute, das es in Dir schafft, aber sie selbst laß Dir gestorben sein. Ist sie wirklich das, was sie Dir scheint, so wird sie Gott nicht verlassen und die verworrenen Fäden ihres Schicksals herrlich entwickeln."

Mörike bemühte sich, ihrem Rat zu folgen. Doch das gelang ihm natürlich nicht. Er war krank an Leib und Seele. In diesem Zustand erreichte ihn die Nachricht, daß Maria wieder nach Tübingen gekommen war.

„Sie, die er gerade als heilige Reliquie in seinem Herzen trug", schrieb Bauer daraufhin an Luise Mörike, „erschien wieder vor ihm mit allen Zeichen der Wirklichkeit — gemeine Menschen wurden durch Zufall in ihre Nähe gebracht, elende Gerüchte strichen an seinen Ohren vorbei, um ihn legte sich leise und mit Gewalt zurückgedrängt, die Ahnung des Zauberkreises den er einst betreten hatte. Maria, sein wanderndes Ich, pochte wieder an sein Herz, verlassen, krank, Fremden hingegeben, ohne Halt, ohne Stütze, in ihm allein die schönere, ätherische Seite ihres Wesens wiedererkennend."

Mörike vermied ein Zusammentreffen mit ihr. Er fühlte sich den Erregungen, die ein Wiedersehen mit sich bringen würde, nicht gewachsen. Zuhause bei seiner Mutter suchte er Zuflucht und hoffte, dort sein inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Seine Freunde nahmen sich Marias an und sorgten darfür, daß sie bald Tübingen verließ.

Klärchen Neuffer, die von diesen Ereignissen unterrichtet worden war, sagte sich nun endgültig von Mörike los und verlobte sich mit dem Pfarrer Schmidt. Mörike bekümmerte das tief.

Und noch ein anderes Ereignis erfüllte ihn mit großem Schmerz, der plötzliche Tod seines Lieblingsbruders August. Man sprach von einem „Nervenschlag". Mörike schrieb darüber an Rudolf Flad:

Ludwigsburg, den 26. August 1824.

Geliebter Flad!

Du wirst es so wenig fassen, als ich, der ichs seit gestern früh und heut noch nicht begreifen kann. Nicht möglich ist's, nicht möglich — und dennoch habe ich ihn mit eigenen Augen gesehen! August, mein Bruder, ist gestern früh an einem Nervenschlag plötzlich gestorben. — O Ihr glaubet nicht, wie fürchterlich alles geworden ist! Morgen früh wird er begraben. Jetzt kommt mirs vor, als wär ich nur um seinetwillen auf diese Welt gekommen und müsse auch fort mit ihm. Gar, gar nichts mehr weiß ich, daß mich ferner freuen kann. Und meine einzige süße Empfindung ist, nur immer daran zu denken, daß ich ihn nicht mehr habe, sein freundliches, liebes Gesicht gestern abend zum letzten Mal

geküßt zu haben. Und meine Mutter — wird sie es noch weiter ertragen können? Sie schien nur an seiner Leiche, an seinem Bett noch leben zu wollen.

Morgens — ganz heiter —, klagte er flüchtig über eine Dumpfheit in seinem Kopf, ging dann ans Geschäft in (den) Keller; nach 1½ Minuten sah ein Knecht das Licht unten und erhielt keine Antwort mehr auf sein Rufen: wer drunten sei? — Darauf fand man ihn sogleich rückwärts gelegt am Boden liegen. Der Arzt war zufällig im Haus. Man versuchte alles Erdenkbare mit unglaublichem Eifer, vergeblich...

Sage es doch den anderen Lieben! Und vergib — was brauchts? Leb wohl! Dein Eduard."

Am 1. September 1824 schrieb er an Hartlaub:

„Dir zu eröffnen mein Herz verlangt mich —. Was mich aber abhielt, war wie ein dumpfer innerer Schlummer, ein Druck von allem Bisherigen; es lastete vieles unbestimmt und zerstreut auf mir.

Wie es mir jetzt ist? So wahr ich lebe, vermag ich Dir keine vollständige Beschreibung hiervon zu geben. — Man kann seine Natur so wenig verleugnen, daß ich zuweilen halbe Stunden fort spaße und mir gleich drauf vor Laßheit und Unzufriedenheit mit der ganzen Welt nimmer zu helfen weiß. Jedoch dient das mir stets wieder zum sonderbarsten Trost und beruhigt mich, daß ich ja bei alle dem noch nicht eine wirklich frohe Stunde gehabt habe, seit mein August tot sei (die Zeit ausgenommen, wo ich mit meiner Schwester etwas Fremdes, z. B. den Justin Kerner lese). Denn wenn ich zurücksehe, find ich es nicht anders, überall einen heimlichen Zwiespalt oder eine unausfüllbare Leere. Aber so verlang ichs auch. Und wo ich auf eine Stimmung stoße, deren erster Grund nicht August ist, komm ich mir wie ein Bösewicht vor — jene mag nun ein heiteres oder ernstes Aussehen haben."

So hat die Tübinger Zeit Mörike viel Schweres gebracht, den Verlust seiner Jugendliebe, die große Enttäuschung mit Maria, den Tod des Lieblingsbruders August.

Grenzenlos schien seine Verzweiflung, und doch ist er nicht zerbrochen. In seinem tiefsten Innern trug er das Gefühl, daß es wieder aufwärts mit ihm gehen mußte, und bewußt versuchte er, sich selbst wiederzufinden. Das beweist schon eine Stelle in dem Brief an Luise, in dem er ihr mitteilt, Maria habe aufgehört, in sein Leben weiter einzugreifen:

„Ich habe so etwas am Herzen, das auch eins mit mir ist, das ich wie ein werdendes oder schon gewordenes Kind meines Herzens mit mir trage, seit ungefähr vier Tagen ihm zum erstenmal recht deutlich an die schlagende, lebenswarme Seite fühle, wie an meine eigene, würde mir vielleicht auch das genommen werden.

Ich habe gefunden, daß vor allem eine weitläufigere Dichtung not tut."

Einen starken inneren Halt fand er an seinen Freunden. Besonders Hartlaub war es jetzt, der ihm viel sein konnte. Am 25. März 1826 schrieb er ihm:

„.... Denn oft in Augenblicken, wo ich unser Verhältnis überdenke, wenn ich etwa ein neues und unverkennbares Zeichen Deiner Liebe entdeckt hatte, so werd ich irre an mir selber und an meinem

eigenen Wesen und kann die Wurzel nicht entdecken, woran sich das Deinige unermüdlich und glaubensvoll hängt; dann kann es mich plötzlich erschrecken: „Um Gottes Willen! Du wirst ihn doch nicht betrogen haben mit dem Schein von etwas Vervollkommenerem, als Du es wirklich bist? Oder warum liebt er Dich denn selbst dann, wenn Du unbillig oder hart oder zerstreut gegen ihn warst,' Sieh! dann fließt mein ganzes Wesen in eine Wehmut zusammen, und es ist, als sähe ich durch meine Tränen hindurch mein eignes Bildnis doppelt, wüßte nicht, welches das rechte ist oder das gute — kurz, ich bin mir und Du. Alles — ist mir ein Rätsel — glaube mir, bester Hartlaub! Ich habe in solchen Augenblicken der wunderbarsten Rührung allemal ordentlich lachen müssen, wie man im Schwindel tut, über mein eigenes Geschick als über etwas Fremdes und über etwas, was sich seit meiner Geburt sonderbar und mit einem wie durch unsichtbare Geister immer wieder sanft aufgelösten Widerspruch in mir gemischt hat; — der Rest von diesen Empfindungen oder sogar das Resultat war dann, wie ich seit Deiner Bekanntschaft immer, bald deutlicher, bald oberflächlicher, an mir bemerkt habe — stets an Deine Person geknüpft und (mag es auch Phantasterei sein — es ist nun so) ich sehe dann augenblicklich unter einer Schar von Lieblingen heraus Deine Gestalt mit den Augen auf mich gerichtet stehen, es tut mir wohl, obgleich mit einer Anwandlung eines ängstlichen süßen Gefühls, Dich meinen Schutzgeist zu nennen, der, ohne es selbst recht zu wissen, den verborgenen Knoten meines Lebens hält und mir Deine Worte zuflüstert..."

„Siehe", endigt dieser Brief, „woher kommt es, daß Du es gerade bist und nicht eher meine Schwester, mein gestorbener Bruder oder Bauer oder Flad? Zwar, sie alle auch sind mirs zu Zeiten, aber Du sitzest mit ruhiger Gebärde, in Dich selbst verloren, am Steuer, wenn die Andern nur die Winde rufen in das Segel meines gedankenlos hintreibenden Schiffs."

Die Studentenzeit in Tübingen war wohl für Mörike der entscheidendste Lebensabschnitt. In einem großen Teil seiner Dichtungen finden wir Beziehungen zu den Tübinger Erlebnissen. Die Gedichte, die noch in der Tübinger Zeit entstanden sind, sind nicht zahlreich, aber es sind welche von den schönsten darunter. Folgende Gedichte stammen aus der Tübinger Zeit: „Erinnerung an Klärchen Neuffer", „Nächtliche Fahrt", „Der junge Dichter", „Die Elemente", die Gedichtsfolge: „Peregrina" und „An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang".

Im Herbst 1826 schloß Mörike sein Studium ab und wartete bei seiner Mutter, die inzwischen nach Nürtingen gezogen war, auf die Berufung als Vikar. Mit leisem Grauen sah er der Zukunft entgegen; denn er liebte seinen Beruf nicht.

Aus einem Brief an Justinus Kerner vom 26. Oktober 1826 entnehmen wir, daß Mörike schon in Tübingen unter körperlichen Beschwerden gelitten hat. Es handelte sich um Sehstörungen, die nach dem Brief zu urteilen, nervöser Natur gewesen sein müssen. Mörike gibt selbst zu, daß diese Beschwerden zum Teil auf Einbildung beruht haben.

Im Dezember 1826 bezog Mörike seine erste Pfarrstelle in Möhringen, und damit begann ein neuer Lebensabschnitt für ihn, die Vikariatszeit.

Mörike hat öfters die Stellen gewechselt und sich mit den meisten Pfarrern, bei denen er arbeitete, gut verstanden. Trotzdem blieben Schwierigkeiten nicht aus. Seine Abneigung gegen den Pfarrberuf wurde dabei immer größer.

Schon während seines Aufenthaltes in Möhringen traf Mörike, der sich noch kaum von den Tübinger Erlebnissen erholt hatte, ein neuer harter Schicksalsschlag. Seine Schwester Luise folgte nach langem Krankenlager ihrem Bruder August im Tode.

Der Schmerz darüber war bei Mörike so tief, daß er nicht imstande war, seinem Freund Hartlaub über die näheren Umstände ihres Dahinscheidens zu berichten.

„... ich hüte mich jetzt noch davor, jene Trauer und was damit zusammenhängt, in seiner völligen Wahrheit vor meine Seele zu stellen, und rede deswegen nur ungern davon. Ich lebe in einem mir unbegreiflichen Zustand der Leerheit, gegen die ich mit aller Macht kämpfe. Es liegt aber ein wohltätiger Schleier in mir über dem Bewußtsein meines entsetzlichen Verlustes, ich bin gegen die Wirklichkeit verblendet. Habe nur Geduld, Du sollst noch alles, alles durch mich hören."

Obwohl Mörike zu der Zeit bei einem Pfarrer arbeitete, den er persönlich schätzte, fand er seine Vikartätigkeit allmählich so unerträglich, daß er 1827 den Entschluß faßte, die geistliche Laufbahn aufzugeben.

Im August 1827 äußerte er sich in einem Brief an Kauffmann darüber:

„... Zur selben Zeit komm ich vielleicht zu Dir; ich will Dir nachher sagen, an welchen Haupt-Coup sich diese Ansicht knüpft — nein, ich sage lieber gleich (aber rede indessen niemand davon), ich habe Hoffnung, die geistige Laufbahn auf längere oder kürzere Zeit zu verlassen und indessen als Hofmeister, vielleicht in München, mehr meinem besseren Talent leben zu können.

Seht doch den Querkopf! seht doch den Narren!
Seht, seht! seht doch den Narren!
Was kann er wollen, was kann er machen?
Was? Was? Was kann er machen?

So wirst Du leicht denken. (Apropos bei diesen Zeilen, im Gesang kann ich mir Dein Gesicht am besten denken; ich sehe alsdann jenes unvergleichliche Schmollen von Deiner Nase den Mund herab, daß Dir so gut steht). (Marie wird mich hier besser verstehen, als Du selber.)

Ja, so stehen die Sachen. Im Grunde wäre die Veränderung nichts Unerhörtes, zumal ich vorderhand damit keineswegs einen bleibenden Bruch mit den Kanzelfreuden im Sinne habe. Des Menschen Wille, das ist sein Glück, und in gewissen Dingen spür ich Mannes genug in mir. Ich hab es hier sonst vortrefflich...

Wie gesagt, ich könnte an keinem bessern Ort sein; meine Mutter und Geschwister nur anderthalb Stunden von hier, aber — ‚Was zieht mir das Herz so? Was zieht mich hinaus? — Das, daß ich in dieser Art von Lebensweise und dieser Beschäftigung meine eigentliche und wahre

Portion von Kräften doch nicht ungehindert, ja fast gar nicht in Wirkung kann treten lassen. Als Geistlicher, als Vikar besonders, ich meine, als junger Prediger, steht unsereiner unter ganz besonders lähmenden Gesangbucheinflüssen. Du kannst Dir schon denken. Ich möchte oft im eigentlichen Sinne hinaus, wo kein Loch ist.'"

Als Mörike im September 1827 eine Reise nach Tübingen machte, da erfaßte ihn die Sehnsucht nach der Studentenzeit.

„Als ich über die Brücke fuhr", schrieb er an Mährlen, „und die Häuserfronten der Stadt am Neckar hinauf, nach alter Weise erleuchtet, und dann — mich selbst ansah, da falteten sich unwillkürlich meine Hände und klemmten sich meine Finger ineinander — ich jauchzte, fast schaudernd, in mich hinein! —"

Bald danach versuchte er mit Hilfe eines ärztlichen Attestes einen Urlaub zu erlangen, den er dazu benutzen wollte, sich außerhalb der Kirche eine Stellung zu suchen.

Er teilte diese Absicht Mährlen mit, der ebenfalls versuchte, vom Kirchendienst freizukommen.

„Laß Dir sagen", schrieb er ihm, „ich wirke mir vielleicht einen Kurmonat aus vermittels des Doktors — und nicht ohne allen körperlichen Grund. Du wirst lachen, wenn ich Dir versichere, daß ich mit meinem Pfarrer anfange zu glauben, daß ich hypochondrisch bin. Kann ich das nur alle Leute bereden, so hoff ich, wieder gesund zu werden."

Als es Mährlen wirklich gelungen war, eine Hofmeisterstelle zu bekommen, da wurde ihm das Herz schwer.

„Ich las Deinen Glück strotzenden Brief, und die Arme sanken mir am Leib herunter. — Der hats! Der ists! (Hofmeister nämlich) sprach ich mit Wehmut bei mir selber und zwang alles Freundschaftsgefühl den Hals herauf, um zu rufen: „Ich gönns ihm von ganzem Herzen."

Im November 1827 erhielt Mörike den gewünschten Urlaub. Das ärztliche Attest spricht von Griesbeschwerden und einem eigentümlichen, als Folge von Störungen im Pfortadersystem zu betrachtenden Ängstlichkeit des Gemüts, welche ihm die Versehung seines Amtes, namentlich das Predigen äußerst erschwere. Mörike war darüber sehr glücklich und sah mit Zuversicht in die Zukunft. Kurz vor Antritt dieses Urlaubs schrieb er an Bauer:

„Es muß Dir sonderbar bei diesen Buchstaben zu Mut sein, denn es sind die ersten, die Du in dreiviertel Jahren von mir bekommst. Dies empfinde ich jedoch erst jetzt in seinem vollen Gewicht, denn ich hatte indessen nicht weniger als drei Briefe an Dich geschrieben, und wiewohl ich wußte, daß keiner davon abgeschickt wurde, so gab es mir doch immer das Gefühl einer inneren Satisfaction, als wenn so ziemlich res integra zwischen Dir und mir wäre. Daß ich aber keinen von den Dreien an den Mann kommen ließ, daß macht, weil ihr Inhalt lauter Jammer und Klage war und mich deswegen selber anekelte, sobald ich mir Dich recht lebhaft vorstellte; auch fürchtete ich insgeheim, Du werdest über die Veranlassung dieser Unzufriedenheit schiefe Gesichter ziehen. — Ach, von Monat zu Monat hoffte ich auf Erlösung und für die glücklichste Zeit der Befreiung von meinem unerträglichen Joch setzte ich in Gedanken einen neuen Frühling von Lieb und Freundschaft und heiterer Tätigkeit aus. — Du ahnst ohne Zweifel bereits den Grund

jener unschmackhaften Stimmung. Das geistliche Leben ists! Ich bin nun überzeugt, es taugt nicht für mich, Du magst sagen, was Du willst. Und wenn ich eine Zeitlang mich wohl dabei zu befinden schien, so rührte das von einer pia fraus her, die ich gegen mich selber gebrauchte. Nun ist wenigstens ein vorläufiger Durchbruch geschehen, und ich springe Dir mit verjüngtem Herzen entgegen."

An einer anderen Stelle dieses Briefes heißt es:

„Was die Poesie betrifft, so habe ich sie indessen mit mehr Ernst und Hoffnung ins Auge gefaßt. Ich glaube endlich doch, daß dies das Einzige ist, worin ich etwa noch etwas Gutes tun kann, wenn ichs mir ein ordentliches Geschäft sein lasse." —

Die ersten Urlaubswochen verbrachte Mörike bei seiner Mutter in Nürtingen. Dann hielt er sich abwechselnd bei seinem Bruder Karl, dem Amtmann in Scheer, und bei seinem Vetter, dem Amtmann Mörike in Buchau, auf. Er lebte dort in der Zeit hauptsächlich von der Freigiebigkeit seines Bruders Karl.

In Scheer hatte Mörike ein Liebeserlebnis. Er lernte das Mädchen kennen, an das das Gedicht „An Josephine" gerichtet ist. Auch die Gedichte: „Liebesvorzeichen", „Frage und Antwort" und „Nimmersatte Liebe" scheinen sich auf dieses Mädchen zu beziehen. In Mörikes erhaltenen Briefen ist sie leider nicht erwähnt, so daß wir uns kein bestimmtes Bild von ihr machen können.

Die Briefe aus dieser ersten Urlaubszeit die uns noch zugänglich sind, enthalten in der Hauptsache Erörterungen über Mörikes Zukunft. Immer mehr verbiß Mörike sich in die Idee, daß er ein ganz neues Leben beginnen müßte, daß der geistliche Beruf für seine Kunst verderblich wäre.

„Ich habe eine wahre Sturm- und Drangperiode durchgemacht, vornehmlich in poetischer, aber auch in anderer Hinsicht", schrieb er im Februar 1828 an Mährlen. „Was die erstere betrifft, so hab ich in einer verzweifelten Krisis und Revolution gar Manches und Liebes abstreifen gelernt, was mich bisher in die Gefahr gesetzt hatte, niemals etwas allgemein Ansprechendes zur Welt bringen zu können. Vielleicht verstehst Du, was ich meine, wenn mich auch sonst niemand darin versteht. Ich habe jetzt etwas unter der Hand, das einen Übergang in einen völlig neuen Menschen hinsichtlich des Poetischen bilden wird. Aber ich hüte mich, pro tempore meine Brut viel zu beschreien. Wenn sie gediehen sein wird, sollst Du mein Richter sein. Was nun aber für jetzt ein Hauptaugenmerk bleibt, und worauf Du in Deinem letzten Billet wieder anspielst, das ist allerdings, mir das geistliche Leben noch auf längere Zeit oder auf immer in Rücken zu bringen."

In dem gleichen Brief schrieb er:

„Alles, nur kein Geistlicher! Hier bin ich ganz und gar gelähmt."

„Ich lasse mir", schrieb er Mährlen ein andermal, „wirklich ein Paar scharlachrote Pluderhosen machen, nur um meinen Entschluß, vom Konsistorium abzuhalten, stets vor Augen zu haben."

Gustav Schwab bat er, sich beim Cottaverlag für ihn zu verwenden. Bauer, dem er das anscheinend mitgeteilt hatte, riet ihm dringend davon ab.

„Du schlägst mit Fäusten auf mich los wegen meines Entschlusses", schrieb Mörise ihm daraufhin. „Glaubst Du aber, ich werde über ein halbes Jahr die Blattläuse dem Cotta fangen müssen? Glaubst Du, ich werde mich nebenher nicht mit Arbeit nach meinem Sinne rühren?"

Mit dem Cottaverlag wurde es jedoch nichts. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, eine passende Stelle zu finden, gelang es Mörike schließlich, in Stuttgart einen Vertrag mit dem Frankschen Verlag abzuschließen. Er verpflichtete sich, gegen ein Monatsgehalt von 50 Gulden regelmäßig Beiträge für eine Damenzeitung zu liefern.

Mörike war glücklich über den Erfolg. Er bezog in Stuttgart eine nette Zweizimmerwohnung und ging mit frohem Mut an die Arbeit. Aber es stellte sich bald heraus, daß er seiner Pflicht nicht nachkommen konnte. Er brachte es nicht fertig, auf Kommando zu dichten. Das sah er ein und löste deshalb den Vertrag.

Über diesen Mißerfolg sprach er sich Bauer gegenüber in einem Brief aus:

„Nun ging ich hier einen Handel ein mit Frank — Du weißt schon, mit seiner Damenzeitung —, ich machte aber die Präliminarien schon so halb und halb mit Bangen, wie die Katze, die im Regen ihre Pfote nicht naß machen will. Ich sah — oder viel mehr der Kerl in mir, der sich auf den Mörike besser versteht als ich selbst, sah voraus, ich würde vom Erzählungsschreiben bald Bauchweh bekommen, ärger als je vom Predigtmachen. Das ließ ich aber dem guten Kerl gar nicht gelten, oder vielmehr ich hörte ihn gar nicht an und wies ihm gleich die 50 Gulden, monatliche Vorausbezahlung, die mir der Buchhändler unaufgefordert gab, eh er fast einen Buchstaben von mir hatte; die erste Wurst aber, so ich von dem Geld aß, schmeckte mir schon nicht recht, und eh vierzehn Tage vergingen, hatte ich schon das Grimmen, als läge mir Gift im Leibe und so fort. —"

Zuerst wußte Mörike nicht aus noch ein. Nach reiflicher Überlegung wurde er sich aber darüber klar, daß er zum freien Schriftsteller nicht geeignet war, und entschloß sich, reumütig in den Dienst der Kirche zurückzukehren.

Am 20. Dezember 1828 teilte er das Mährlen mit:

„Liebster Mährlen!

Eine Neuigkeit, — die Dir im ersten Augenblick wunderlich, im zweiten aber höchst begreiflich vorkommen wird: der ganze Franksche Handel wird wieder von mir aufgesteckt. Ich bin die letzten Wochen hier fast krepiert vor Ekel an der Sache und vor Zorn über die Blindheit, worin ich mich bereden konnte, daß ich mir jemals, auch nur ein Vierteljahr bei diesem Geschäft gefallen könnte, ohne daß meine Poesie sich die Schwindsucht dabei hole. Denk Dir alles selbst, und nun soll wie ein Donnerschlag das Wort auf Dich fallen; oder Dich wie ein Traum narren. Ich gehe mit zehn mal mehr Lust und Willen aufs Vi-

kariat, als ich es verließ." Etwas später in dem gleichen Brief heißt es: „Wie Schuppen fiels mir von den Augen, daß ich alle jene Pläne, die mein ganzes Herz erfüllen, auf keinen Fleck der Welt (wie nun eben die Welt ist) sicherer und lustiger verfolgen kann, als in der Dachstube eines Württembergischen Pfarrhauses. Mich soll gleich der Teufel holen, wenn das mein Ernst nicht ist."

Im Februar 1829 trat Mörike seinen Dienst als Pfarrverweser in Pflummern an und ging mit den besten Vorsätzen an die Arbeit.

„Wie ich den Registraturkasten aufschloß", schrieb er an seine Mutter, „sagte ich leise vor mich hin: Nun, Musen und Grazien fliehet weit weg! In der Tat bleibt jede Spur von Poeterei wenigstens für das erste Vierteljahr verbannt, obwohl ich die Notwendigkeit, gerade dieses Fach einigermaßen zu einem ökonomischen Nebenzweig zu machen, allzu deutlich einsehe und diesfalls auch bereits meinen Plan überdacht habe. Aber wie gesagt, vorderhand nichts als Pastoralia."

Trotz allen guten Willens ergriff ihn bald wieder die alte Abneigung gegen diese Tätigkeit.

Im Mai schrieb er zwar Mährlen noch aus Pflummern:

„Ich für meine Person weiß nichts als bei der Kirche bleiben."

Doch nicht lange darnach gestand er Mährlen:

„Du machst Dir keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und Weinen kau ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage Dir, der allein begeht die Sünde wider den Heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient."

Solche Stimmungen waren bei ihm jedoch nur vorübergehend. Er blieb im Grunde bei dem Vorsatz, der Kirche treu zu bleiben, und setzte seine Hoffnung auf die Zeit, in der er eine eigene Pfarre haben würde.

Schon im Mai 1829, also bereits drei Monate nach der Wiederaufnahme des Berufs, wechselte Mörike seine Pfarrstelle wieder und kam nach Plattenhart. Dort lernte er seine spätere Braut Luise Rau kennen. Sie war die Tochter des verstorbenen Pfarrers. Man hatte ihr und ihrer Mutter die Wohnung noch überlassen.

Schon im August 1829 verlobte sich Mörike mit ihr.

Ein Brief Mörikes vom 30. Juli 1829 enthält eine Beschreibung Luises:

„Mein Kind mußt Du früher oder später doch sehen", heißt es darin, „Ein einfaches, heilig unschuldiges Wesen, das, weil andere es verkannten, lange im Unklaren über seinen eigenen tief verborgenen Wert war; seitdem ich sie kenne, erhob sich ihr Gefühl und Geist mit schöner Zuversicht, doch bildet ihre Schüchternheit noch immer ein reizendes Gemisch mit diesem neuen Leben. Sie ist verständig, vorsichtig, entschieden und im Affekt sogar überbrausend, zumal wenns einem edlen Gedanken gilt, den man ihr bekämpft. Bei der Lektüre leitet sie, besonders in Dingen, die über dem unschuldigen, keuschen Mädchenhorizont hinausliegen, ein niemals irrender Instinkt, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat, — gewöhnlich lachen wir beide dann herzlich, und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im stillen, der mich von Anfang an sie fesselte.

Ihr Äußeres ist zart und leicht. Wer ihr Gesichtchen beurteilt, sagte noch jedesmal, daß es mit längerem Ansehen nicht bloß gefällig sei, sondern ihre ganze Seele treu abspiegle. Mir ist sie so ergeben wie ein Mensch dem andern sein kann, und ich denke dabei oft unwillkürlich an Dich.'f

Noch im Herbst des gleichen Jahres siedelte Luise mit ihrer Mutter nach Grötzingen über, und damit begann der Briefwechsel zwischen Mörike und seiner Braut, der uns ein Zeugnis gibt von dem überströmenden Glücksgefühl, das Mörike beherrschte.

Wir bringen aus diesen Briefen einige Stellen:

„5. November 1829.

Ich meine, wir hätten uns noch manches ins geheimere Ohr zu sagen gehabt. Ich hätte Dir auch einmal recht tief auf den Grund Deiner Augen sehen und Alles, das noch zuletzt mit einem Blick ergreifen sollen, was diese fünf Monate, die bedeutungsvollsten meines Lebens, in sich faßten. So ein sonderbares Bedürfnis ist es mir, die Epochen meines Daseins immer zu registrieren und durchs Bewußtsein abzurunden, ehe ich eine neue antrete.

Im letzteren Fall bin ich auch wirklich. Doch betracht ich diese fünf Monate am füglichsten als Ouvertüre zu einer neuen Zeit. Das glänzende Finale einer alten sind sie gewiß nicht ..."

„den 4. 12. 1829.

... Ich schauderte einen Augenblick vor der Größe und vor der Wirklichkeit meines Glücks — denn, gibt es nicht solche seltene Momente, wo gleichsam ein rascher Blitz des innersten Bewußtseins uns das, was wir besitzen und sind, in seiner ganzen Gestalt sehen läßt, — in der überwältigenden Fülle seiner Wirklichkeit, während es dann scheint, als wäre man bisher nur in einem gewöhnlichen Traum befangen gewesen? Da ist es mir denn, als rührte ein Gott meine Schulter mit der Hand, und ich schlüge hell die Augen auf, um dann gleichsam wieder von einem wachen Traum in den andern zu stürzen, vergeblich ringend, das Wunder zu begreifen, das mich so glücklich macht. O liebe, liebe Luise, es ist wahrhaftig kein leeres Wort, wenn ich Dir sage, daß ich in solchen Augenblicken mich zu jener himmlischen Genügsamkeit erhoben und fähig fühle, welche in dem bekannten Ausdruck liegt: .... Rufe Dein Kind zurück! Ich habe genossen das irdische Glück! Ich habe — usw...."

„den 28. 12. 1829.

... Denk ich dieser Zeiten, jener Abende, weißt Du? so ist mir, als trete ich in das innerste Heiligtum unserer Liebe, und ich müßte die Hände falten im glücklichsten Gefühl Deines Wertes..."

... Mir ist, als hätten wir uns gehört seit Ewigkeiten, und doch — der sonderbare Gegensatz! Mir ist, als müßt ich heute erst erfahren und begreifen lernen. Dies Gefühl des höchsten Glückes wird dann so überwältigend groß, daß es keinen Ausweg findet als im inbrünstigen Dank gegen den, der alles so wunderbar gefügt. — Ich bewundere mit Tränen die Liebe des Höchsten und seiner Majestät, wenn mir einfällt, ich, der einzelne, an dem sich das Füllhorn der überschwänglichen Wonne erschöpft zu haben scheint, bin doch der kleinste Teil nur in einer ganz unendlichen Schöpfung, auf welche sich Ströme der Liebe stürzen. ..."

Mährlens Versuche, ihn wieder aus dem Kirchendienst herauszulocken, wehrte er entschieden ab. Er äußerte sich über dieses Thema auch Luise gegenüber:

„Überhaupt lebe ich der festen Überzeugung, bei einem Schriftsteller, der auch etwas mehr ist als z. B. Wilhelm Hauff (dies ohne alle Rücksicht auf uns gesagt), verhält sich die Notwendigkeit äußerer Anregung (und lebender Stoff des Tages) zur Bedingung des eigenen Ideenfonds wie 4 zu 8. Wer der letzteren Summe gewiß ist, der findet die erstere auch als Dorfpfarrer, und wenn er sich aus dem papierenen Produkte von beiden ein wenig Extralebensluft, d. h. Geld zu verschaffen weiß, so kann er die 4 zum Privatvergnügen seiner Frau und seiner selbst bis auf überflüssige 10 steigern. Wer die 8 nicht besitzt, der muß sie sich aus der andern Summe ergänzen und sich seine Kopien aus Teezirkeln, Gesellschaften usw. holen, den feinen Ton studieren, hinter jedem Stutzer und seiner Krawatte den Satyr spielen und das dann als Poesie drucken lassen. Er kann ein unterhaltender, guter Schriftsteller sein — aber kein Dichter; allein eben deswegen wird er mehr Glück bei der eigentlichen Lesewelt machen."

In ähnlichem Sinne äußerte Mörike sich auch in anderen Briefen. Der Nachdruck, mit dem er immer wieder betonte, daß er den richtigen Weg gegangen, und daß der Pfarrberuf für ihn als Dichter der geeigneteste wäre, erweckt den Verdacht, daß er im Grunde doch nicht ganz davon überzeugt war.

In den Briefen aus dem Jahre 1831 finden sich, obwohl die Grundstimmung gut ist, gelegentlich wieder Bemerkungen über körperliches Mißbehagen und wehmütige Stimmungen. Er war fast dauernd in ärztlicher Behandlung.

Im Laufe des Jahres 1832 wurde der Widerwille gegen seinen Beruf wieder sehr groß. Im Sommer 1832 schrieb er an Luise:

„Was mich seit Wochen und Monaten drückt und hindert und zerrt, ist Dir ja wohl bekannt. Dennoch komm ich mir selbst seit kurzem mutloser, stumpfer, ärmlicher vor als je. Mich widert die Arbeit an und so mancher Genuß, den ich sonst aus dem einförmigen Zustand meines Lebens schöpfen konnte — Spiel und Kunst — das alles ist wie ausgetrocknet, wie auf immer verschwunden. Oder wenn es wohl zuweilen geschieht, daß mich die Lust ankommt, einen längst fertigen Plan mit der Feder in der Hand keck anzufassen, so steht der böse Geist auch augenblicklich wieder da und läßt die schöne Täuschung nicht aufkommen, die mir die trübe Wirklichkeit, das kümmerliche körperliche Gefühl hätte vergessen lassen sollen. — Wie anders (muß ich mir sagen) wie glücklich könnt ich sein mit einer kleinen, man sollte denken, billigen Veränderung meiner äußeren Lage — gesunde Luft und ein regeres Verhältnis zur Welt in der Art, wie sie mir gemäß ist —. Wie sehr ist nicht dadurch jede freudige Tätigkeit, die ganze Harmonie meines Wesens bedingt!..."

Schmerz und Verdruß bereitete Mörike während seiner Brautzeit auch sein Bruder Karl. Er hatte sich an aufrührerischen Bewegungen beteiligt und wurde wegen „Ausstreuung umstürzlerischer Aufrufe" verhaftet. Auch Eduard wurde verdächtigt, bei der Untersuchung seine Unschuld aber bewiesen. Karl wurde zu Festungs-

haft verurteilt. Mörike war anfangs von Grimm und Empörung gegen seinen Bruder erfüllt. Doch später versöhnte er sich mit ihm. Gerade während der Festungshaft war der Briefverkehr zwischen den Brüdern sehr rege.

Auf das Verhältnis zwischen Mörike und Luise hatte diese Sache einen nachteiligen Einfluß. Mörike fürchtete nämlich, daß auch seine Existenz dadurch gefährdet wäre. Das teilte er Luise mit und stellte es ihr frei, die Verlobung wieder zu lösen.

Obwohl gerade dieser Brief ein Zeugnis von seiner tiefen, innigen Liebe zu ihr war, fühlte sich Luise dadurch verletzt. Danach kam es häufiger zu kleinen Mißstimmungen zwischen den Verlobten. Luise hatte das Gefühl, daß sie Mörike geistig nicht genügte. Andererseits beschwerte sie sich darüber, daß Mörike ihr zu viel über seine poetischen Pläne schrieb und daß seine Liebesbeteuerungen mit der Zeit spärlicher würden. Mörike war über das Mißtrauen, das sie ihm zeitweise entgegenbrachte, sehr betrübt.

Auf einen Brief hin, in dem sie ihm anscheinend Vorhaltungen über sein verändertes Benehmen und dergleichen gemacht hatte, schrieb er ihr zum Beispiel im Februar 1832 :

„Seit wir uns kennen, es ist wahr, ist eine Veränderung meines Wesens vorgegangen, aber sie kann, wie ich Dich gerne überreden möchte und Du künftig gewiß auch einsiehst, nicht anders als zum Vorteil unserer Liebe sein, so wie sie zuverlässig auch die Frucht derselben war. Ich bin ruhiger geworden, weil ich mich sicherer in mir selbst fühle. Ich bin vielleicht wenig beredt, und eben in dem seligsten Genusse Deiner Gegenwart bin ich es weniger als sonst. O denke hinter dieser stillen Art, mich zu benehmen, ja niemals etwas Anderes! Mein Herz fängt an, zu zittern und zu bluten, wenn ich denken müßte, Du wärst durch meine Schuld zuweilen irre an mir geworden, hättest die schöne Gewißheit unseres Ineinanderlebens, die mir niemals fehlt, auch nur um die Länge eines Pulsschlages entbehrt! — Ich sage Dir, mir ist es auf einmal ganz fremd und ungewohnt, dergleichen Dinge, deren heilige Wahrheit mir so lange, lange feststeht, in die Feder zu nehmen, wie ich es früher ohne besondere Veranlassung von selbst getan habe."

Ähnlichen Inhalts ist ein Brief vom 24. 1. 1833.

„Du hast mir bitteres Unrecht getan", schreibt er darin. „Ich sage das mit reinem, ruhigen Herzen, im männlichen Bewußtsein, obgleich nicht ohne tiefe Wehmut, da ich in jenem Briefe nicht etwa nur ein flüchtiges Mißverständnis erblicken, sondern beinahe die schöne und feste Wurzel unseres Verhältnisses durch das unbilligste Mißtrauen von Deiner Seite bedroht und angegriffen glauben muß, sofern mir nicht gelingen sollte, dasselbe auch bis auf die kleinste Spur aus Deiner Seele wegzuwischen . . ."

Im Laufe des Jahres 1833 wurde die Verlobung friedlich gelöst. Luises Mutter, die Mörike als Schwiegersohn nicht gern sah, weil es sie als Pfarrersfrau störte, daß Mörike seinen Beruf nicht liebte, hat wahrscheinlich ihr Teil dazu beigetragen. Mörike hat sehr darunter gelitten; denn seine Liebe zu Luise war sich gleich geblieben.

Vier Jahre später schickte er Hartlaub seine Briefe an Luise, die diese ihm gleich nach der Entlobung ausgehändigt hatte, mit folgender Bemerkung:

„Weil Du es so verlangst und ich versprochen habe, folgt hier eine Partie Briefe (etwa die Hälfte derer an Luise). Zwar weiß ich nicht, was Du Sonderliches an ihnen finden wirst. Sie sind ihrer Natur nach ziemlich eintönig. Nur wirst Du daraus sehen, daß ich das Mädchen unsäglich liebte. Es ist auch nicht ein falscher Hauch darin; sonst wären sie lange ins Feuer geworfen. Es schwindelt mir, wenn ich hineinblicke und denke, wir sind auseinander. —"

Nach der Trennung von Luise verfiel Mörike einer tiefen Depression.

„Wie alles Liebe und Gute", schrieb er an Theodor Vischer im Oktober 1833, „welches mir begegnen kann, zwar durstiger und heißer als je bei mir empfangen ist, mich aber doch wie mit gebundenen Armen findet, unfähig jeder schnellen und freudigen Gegenbewegung, so ging es auch mit Deinem lieben Brief vom 30. September."

Im gleichen Brief klagt er darüber, daß er, vielleicht auf Jahre hinaus, seine Gesundheit zuschanden gerichtet habe, und daß man ihn dazu noch als „Hypochonder" schimpfe.

Zu Anfang des Jahres 1834 zeigten sich jedoch bei ihm schon Ansätze einer Besserung. Am 20. 1. 1834 schrieb er an Vischer:

„Nach den gewaltsamen Vorgängen der neuesten Zeit brüt ich und glühe noch in einer Art von fiebrischer Bewegung unter einer naßkalten Decke von Eis, die ich mir selber überzogen. Wir wollen sehn, ob mir wieder ein natürlicher Frühling scheint."

Auch die äußeren Umstände wurden für Mörike jetzt erheblich günstiger; denn am 14. Mai 1834 wurde Mörike zum Pfarrer von Cleversulzbach ernannt.

Auf poetischem Gebiet war die Vikarzeit Mörikes verhältnismäßig fruchtbar. Etwa dreißig Gedichte sind in den Jahren 1826—1834 entstanden. 1832 erschien der „Maler Nolten", 1834 die Novelle „Miss Jenny Harrower", die später etwas verändert, den Titel „Lucie Gelmrot" erhalten hat. Im gleichen Jahre wurden das Singspiel „Die Regenbrüder" und das Märchen „Der Schatz" vollendet.

Bemerkenswert ist es, daß der größte Teil seiner Gedichte vor der Bekanntschaft mit Luise entstanden ist, also in einer Zeit der inneren Unzufriedenheit.

In den Jahren 1829 und 1830 entstanden nur wenig Gedichte, die sich fast alle auf Luise Rau beziehen: zwei Gedichte „An Luise", „Liebesglück", „Zu viel", „An die Geliebte", „Scherz", „Sehnsucht", „Rat einer Alten".

In Cleversulzbach hatte Mörike nun endlich ein Heim. Seine Mutter und Klärchen, die er zu sich nahm, führten ihm das Haus.

Hier fand er das idyllische Leben, nach dem er sich immer gesehnt hatte. Er schlenderte gern in der schönen Umgebung umher und ließ sich unterwegs irgendwo im Freien nieder, um seinen Gedanken und Träumen nachzuhängen, oder er beschäftigte sich in seinem Garten, den er planmäßig bearbeitete. Er konnte auch halbe Vormittage im Bett zubringen, nicht nur, wenn es ihm, was häufig der Fall war, körperlich nicht gut ging, sondern auch sonst öfter, weil er sich da so recht wohl fühlte. Im Bett kamen ihm oft die besten Einfälle. In den Abendstunden saß er mit seinen Angehörigen am Familientisch, die Pfeife im Munde, während Mutter und Schwester spannen, nähten oder auch Mohn klopften. Er selbst bastelte und zeichnete gern und zeigte dabei viel Geschick. Von seinem Zeichentalent zeugen viele erhaltene Skizzen. Eine besondere Vorliebe hatte er für Karikaturen.

Mörike war auch ein eifriger Sammler. So besaß er zum Beispiel etliche Handschriften, die er erstanden hatte, unter anderen solche von Schiller und Hölderlin. Viel Freude hatte er auch an einer Gesteins- und Petrefaktensammlung.

Wie schon in der Vikarzeit, so hielt er sich natürlich auch jetzt Tiere, die jetzt, wo er als Hausherr auf niemanden Rücksicht zu nehmen brauchte, ziemlich zahlreich waren und in seinen Briefen eine große Rolle spielten. So schrieb er einmal in einem Brief an Hartlaub:

„Der Star, der Distelfink, der Igel, Hund und Katze geben immer noch ihren Teil zur Unterhaltung ab. Gestern hab ich die Menagerie in folgende Tierklassen eingeteilt:

1. stinkende und zugleich singende;
2. rein singende;
3. rein stinkende;
4. solche, die weder stinken noch singen, unter welch letztere der Joli und die Katze zu kommen sich schmeicheln.

Den Distelfink im Wermutshauser Käfig zu hören, ist aber wirklich eine Lust."

Bei seiner Gemeinde war Mörike sehr beliebt. In seinen Predigten fand er den rechten Ton, um das Vertrauen seiner Bauern zu gewinnen. Besonders gut verstand er es, den Kleinen in der Kinderlehre die biblische Geschichte nahezubringen.

Mehr noch als durch die Predigt, wirkte er im täglichen Umgang auf die Gemeinde.

Das Ausarbeiten der Predigten blieb ihm nach wie vor eine unangenehme Beschäftigung, die er später gern anderen überließ. Schon vom ersten Dienstjahr ab erhielt er mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand dauernd Vikare, die ihn häufig vertreten mußten. Es kam in späteren Jahren auch öfter vor, daß Hartlaub, dessen Pfarre Wermutshausen nicht weit von Cleversulzbach entfernt

war, ihm fertige Predigten schicken mußte. Die Freundschaft mit Hartlaub gedieh in den Cleversulzbacher Jahren zu ihrer höchsten Blüte. Hartlaub stand jetzt von allen Freunden Mörike bei weitem am nächsten. Er nannte ihn seinen „Urfreund".

Obwohl Mörike sich nun in einer Umgebung befand, die seinen Wünschen entsprach, finden sich in seinen Briefen viel Klagen über körperliche Beschwerden. Fast jedes Jahr erhielt er einen Krankheitsurlaub, den er in Mergentheim verbrachte.

Aus einem Brief an Mährlen vom 4. März 1835 geht hervor, daß er schon im ersten Winter in Cleversulzbach sehr krank gewesen ist.

„Wenn ich diesen Winter wirklich aus dem Lande der Lebendigen abgesegelt wäre", heißt es da, „wie es denn, in allem Ernste gesagt, einmal sehr nahe dran war, so könnte kaum ein altius silentium zwischen uns herrschen, als seit etlichen Monaten der Fall ist. Außer der gedachten, noch sehr glücklich hintertriebenen Expedition nach jener allverhaßten schwarzen Küste war übrigens kaum noch etwas zu schreiben, und durch die Geschichte eines Menschen, der innerhalb fünf Wochen (an einer Unterleibsentzündung) totkrank und kerngesund geworden ist, wird nachderhand keine Seele, auch sein bester Freund nicht mehr gerührt, ja der Gerettete selber gähnt bei dem Dank- und Freudenfest, das ihm die Seinen hintennach anstellen.

Ich drehe mich noch immer in meinem alten Kreis herum und nähre mich noch immer an guten Vorsätzen mehr als an guten Taten. Jetzt aber kommt der Frühling, und ich empfinde von fern die süße Gärung wieder, die sein Geruch alljährlich bei mir weckt."

Im Sommer 1836 bescheinigte der Arzt ihm: „Wiederholte Anfälle von Rückenmarkschlagfluß, die eine Schwäche und Reizbarkeit des Unterleibes und Herzens zurückließen, welche ihn den ganzen Winter ans Bett bannte."

Im Anfang des Jahres 1837 fühlte Mörike sich auch noch sehr krank. Dann zeigte sich eine Besserung. Im Mai dieses Jahres schrieb er an Hermann Kurz:

„Ich bin nach einer langen Krankheit gegenwärtig in einem leidigen Zustand der Rekonvaleszens, darf weder viel schreiben noch lesen noch denken." „Alle meine liebsten Freunde werden mir bezeugen", heißt es im gleichen Brief, „daß ich ihnen seit anderthalb Jahren vor etwa sechs Tagen zum erstenmal wieder, und zwar auf ein Blatt, geschrieben habe."

Auf dichterischem Gebiet bedeutete das Jahr 1837 einen Höhepunkt. Auch das Jahr 1838 war noch relativ fruchtbar.

Von 37 Gedichten ist es nachgewiesen, daß sie 1837, von zwölfen, daß sie 1838 entstanden sind.

Dagegen hat er 1839 so gut wie gar nichts geschaffen und in den folgenden Jahren bis 1844 auch sehr wenig.

Die Briefe aus den Jahren 1839—1843 sind voll von Klagen über mangelnde Gesundheit. In einem Brief vom Februar 1839 bittet Mörike den König um eine besser besoldete Stelle. Er könne,

heißt es darin, wegen seiner Krankheit mit seinem Geld nicht auskommen. Außerdem sei die Wohnung für ihn gesundheitsschädlich. Er gibt an, daß er 1835 eine schwere Krankheit gehabt habe, von deren Folgen er noch nicht befreit sei. Er spricht von einer eigentümlichen Reizbarkeit seiner Nerven.

Kennzeichnend für seinen damaligen Gesundheitszustand ist ein Brief an Hartlaub vom August 1848, in dem es heißt:

„Du mutest mir nichts zu, was meinem Wesen nicht entspricht, und wenn Du mich ermahnst und aufschüttelst, so ists nicht mehr noch weniger, als ich bei meiner kranken Ängstlichkeit und jener vis inertia, die ich selbst an mir kenne, gar wohl brauchen kann.

Den Tag, an dem Du von uns gingst, habe ich die alte Erfahrung wieder gemacht, daß sich unmittelbar auf einen solchen Wechsel bei mir eine Öde und Mattherzigkeit, ein Gefühl der Beklemmung einstellt, das bis zur Angst anwachsen kann. Gewisse Grillen, auch ein und die andere wohlbegründete Sorge, die sich vor der Nähe des Freundes von selbst zurückgezogen hatten, und die auch sonst nur einzeln bei uns einkehren, erscheinen jetzt zu einer dichten, unbestimmten Masse gesammelt, und finden uns von allen Seiten bloß und unbereitet. Dazwischen regt sich wieder die alte Klage, daß nichts bleibt und kein Moment des Genügens uns Stand halten kann. Man ist gleich dem verscheuchten Huhn, ein blödes Kind, das über alles zum Weinen gebracht wird."

Das Jahr 1841 brachte Mörike einen großen Schmerz, den Verlust der Mutter, die am 16. April einer Rippenfellentzündung erlag.

„Das ganz Unglaubliche ist nun geschehen", schrieb Mörike an Hartlaub, „unsere Mutter ist heute gestorben, kurze Zeit nach Mitternacht. Was habe ich heute nicht schon alles in Beziehung zu ihrem Tod gedacht, getan und angeordnet! Und doch, in dem ich dies jetzt niederschreibe — die Sonne geht soeben unter —, ist es mir, als schreibe das jemand außer mir, ein zweites Ich, und mir stehe noch immer frei, es zu glauben oder nicht. Es ist aber wirklich so und unwiderruflich.

Ach, selig, wie selig ist sie gestorben! sagt Klärchen. Ich konnte nicht dabei sein, ich hatte gebeten, es mir nicht gleich und auf einmal zu sagen, bin aber wach geblieben. Um 12 Uhr befiel mich eine plötzliche Unruhe und Angst der Ungewißheit, ich rief, es war alles so still, da kam meine Schwester herüber, ganz tränenlos und ruhig wie ein Engel, der mir eine himmlische Botschaft bringt. Du darfst mir's sagen, sprach ich, und so sagte sie's mir."

Die Briefe aus dem Jahre 1842 klingen zum Teil recht heiter. Reizend ist zum Beispiel ein Brief, in dem er Hartlaub ein Zusammensein mit Strauß und Kauffmann beschreibt. Zu einem wirklichen Aufschwung kam es bei Mörike jedoch nicht. Seine Gemeinde beschwerte sich darüber, daß Mörike überhaupt nicht mehr selbst predigte. Deshalb wurde es ihm Mitte des Jahres 1843 nahegelegt, um seine Entlassung einzukommen, was er denn auch tat.

Das Entlassungsgesuch ist uns erhalten.

„Ein allgemeines Schwächegefühl", heißt es darin, „das mich seit Jahren nicht verlassen hat und sich bei jeder Art von längerer fortgesetzter Anstrengung bei der physisch-geistigen, der öffentlichen Rede, zeigt,

ist kürzlich infolge meiner neu übernommenen ungeteilten Amtstätigkeit in erhöhtem Grade eingetreten. Vermehrter Blutandrang nach dem Kopfe, Schwindel, Kopfschmerz, ein heftiges, nicht selten die Sprache hinderndes Herzklopfen und gegen das Ende ein auffallendes Nachlassen der Kräfte waren die Anzeichen, die meine neuesten Vorträge und kirchlichen Verrichtungen teils begleiteten, teils ihnen folgten, besonders auch macht eine mehr nur im Anfang meiner Krankheit bemerklich gewesene Schwäche der rechten Seite des Körpers, zumal im Fuße, sich ganz neuerdings wieder sehr fühlbar..."

Seinem Entlassungsgesuch wurde stattgegeben, und somit war Mörikes Amtszeit beendet.

In Cleversulzbach ist ein großer Teil von Mörikes Gedichten entstanden.

Von seinen Prosadichtungen stammen aus dieser Zeit dagegen nur die „Regenbrüder" und das Märchen „Der Bauer und sein Sohn".

Nach der Entlassung zogen die Geschwister Mörike zuerst zu Hartlaubs nach Wermutshausen, um von dort aus nach einem Wohnsitz Umschau zu halten. Nach vielem Hin- und Herüberlegen entschloß man sich, nach Hall zu gehen. Dort gefiel es Mörike gut. Die Briefe aus Hall klingen recht fröhlich. Für Mörike, den alten „Petrefaktensammler" gab es in der Umgebung Halls viel Neues. Seine Hoffnung, daß er nun, von allen Amtslasten befreit, auf dichterischem Gebiet viel schaffen würde, erfüllte sich jedoch nicht. Die Jahre 1843 und 1844 waren genau so wenig fruchtbar wie die vorhergehenden. Mörike klagte auch wieder viel über körperliche Beschwerden, die er zu Anfang aber nicht tragisch nahm. Er führte sie auf die Einflüsse des Klimas zurück, an die er sich zu gewöhnen hoffte. Im Laufe des Sommers kam er jedoch zu der Überzeugung, daß die Haller Witterungsverhältnisse auf die Dauer doch seiner Gesundheit sehr schaden könnten und zog deshalb mit Klärchen im Herbst des Jahres 1844 nach Mergentheim.

Damit begann für Mörike eine neue Epoche seiner Entwicklung. Mörike hatte wieder ein Liebeserlebnis. Gretchen Speeth trat in sein Leben; die Frau, die später seine Gattin wurde.

Gretchen war die Tochter eines bayrischen Oberstleutnants, der mit seiner Familie in Mergentheim das Haus mit Mörike teilte. Gretchen und Klärchen wurden bald Freundinnen. Der Oberstleutnant war schwerkrank und starb bald. Auf dem Sterbebett nahm er Mörike das Versprechen ab, sich auch weiterhin seiner Tochter anzunehmen. Gretchen, die durch die schwere Pflege ihres Vaters überanstrengt war, brach nach seinem Ableben zusammen. Mörikes nahmen sie in ihrer Wohnung auf und Klärchen pflegte sie. Tiefes Mitleid erfüllte die Geschwister mit diesem jungen Menschen, der schon in jungen Jahren so viel Schweres hatte durchmachen müssen.

Am 5. September 1844 schrieb Mörike an Hartlaub darüber:

„Ihr (Klärchen) liegt das arme Gretchen wie ein auf den Tod gejagtes und verletztes Reh im Arm."

Margarethe Speeth stand damals im 27. Lebensjahr. Marie Bauer schildert sie als eine schlanke, mittelgroße Gestalt mit schwarzem Haar und dunklen, melancholisch blickenden Augen. Sie muß, nach den Bildern zu urteilen, die noch von ihr existieren, eine schöne Frau gewesen sein. Storm, der Mörike 1855 besuchte, schilderte sie als einen freundlichen Hausgeist. Sie machte auf ihn einen jugendlichen Eindruck, und ihre Sanftmut schien ihm nicht ohne Schelmerei zu sein.

Aus der Beschreibung, die Harry Maync von ihr gibt, der selbst Menschen gesprochen hat, die sie noch gekannt haben, können wir entnehmen, daß sie ein Mensch mit einer großen Innenempfindlichkeit und nervösen Reizbarkeit gewesen ist. So demütig und sanft sie sich im allgemeinen gab, so heftig und auffahrend konnte sie sein, wenn sie sich von denen, die sie liebte, in ihren Gefühlen verletzt fühlte. Im Gegensatz zu Mörike, für den ein behagliches Sichgehenlassen zum Lebensglück gehörte, war Gretchen in ihrer Lebenshaltung peinlich gewissenhaft und korrekt.

Die ersten Briefe Mörikes an Gretchen, die uns erhalten sind, geben uns Zeugnis von seiner tiefen Liebe zu ihr. Von denen an Luise unterscheiden sie sich sehr. Es spricht aus ihnen die Liebe des reifen Mannes zu der reifen Frau.

Auf poetischem Gebiet erlebte Mörike in den Jahren 1845 und 1846 einen großen Aufschwung.

Etwa 40 Gedichte entstanden in diesen beiden Jahren, dazu die „Idylle am Bodensee".

Auf Gretchen beziehen sich in der Hauptsache folgende Gedichte: „An Margarete", „An Gretchen und Klärchen", „Auf den Tod eines Vogels" und „Götterwink".

Das Freundschaftsverhältnis zwischen Mörike und Hartlaub erlitt damals eine Störung.

Gretchen war nämlich eine Katholikin. Für Mörike, der als Künstler schon immer Sympathien für den Katholizismus gehabt hatte, war das nur ein besonderer Reiz. Er suchte, an Gretchens religiösem Leben teilzunehmen. In dieser Zeit entstand das religiöse Gedicht „Neue Liebe".

Hartlaub fürchtete diesen Einfluß Gretchens. Der Gedanke, daß sie möglicherweise einmal Mörikes Frau werden könnte, war ihm unerträglich. Durch Warnungen, ja sogar Drohungen suchte er das zu verhindern. Mörike litt sehr darunter, ließ sich dadurch aber nicht beirren, er hielt an seiner Geliebten fest.

An eine Heirat konnte er jedoch vorläufig nicht denken, denn er war ja pekuniär garnicht in der Lage, eine Frau zu ernähren. Dazu kamen Widerstände von Seiten der Familie Speeth, die ebenso gegen die Mischehe war, wie Mörikes Freunde.

Alles das mag schwer auf ihn gelastet haben, und er hatte nicht die Kraft, den Kampf mit diesen Widerständen aufzunehmen. Auf die in poetischer Hinsicht so fruchtbaren Jahre 1845 und 1846 folgte eine Zeit, in der er so gut wie nichts geschaffen hat. Die Klagen über Krankheit und dergleichen häuften sich wieder in seinen Briefen.

So schrieb er im Mai 1846 an Gustav Schwab:

„Es geht mir so beinah mit allen meinen Freunden, die mir ferner wohnen, und Ihnen wie jenen, der eigentliche Grund dieser in der Tat doch nur äußerlichen Entfremdung — fortwährende Kränklichkeit und daher gekommener Stillstand meiner früheren Regsamkeit in Sachen unseres gemeinschaftlichen Interesses —, nur allzuwohl bekannt."

Am 27. März 1847 schrieb er an Gretchen:

„Noch einmal kurz auf meine Unpäßlichkeit zu kommen, so weiß ich eigentlich selbst bald nicht mehr, was ich draus machen soll. Der Doktor scheint noch ungewiß, ob er es für rheumatisch oder gichtartig oder auf andere Art erklären soll. Gegen das erstere spricht, daß die Schmerzen im Rückgrat sehr unbedeutend und in keinem Verhältnis zu der auffallenden Schwäche sind, die sich nach einem halbstündigen Aufsein schon bei mir einstellt. Es ist ein verdrießlicher, peinlicher Zustand, ich kann nicht das geringste arbeiten, auch selbst in liegender Stellung im Bett nur kurze Zeit mit der Feder umgehen."

Im November 1847 machte er Vischer darüber Vorwürfe, daß er ihn in seinen kritischen Gängen falsch beurteilt hätte.

„Anstatt die Sache einfach so zu nehmen wie sie ist — daß ich infolge eines tiefeingreifenden körperlichen Leidens seit 1845 mit dem Arbeiten beinahe ganz aufhören mußte —; anstatt unentschieden zu lassen, wohin ich unter günstigeren Bedingungen gelangt sein würde und noch gelangen könnte, leitest Du mein Verstummen aus einem inneren Mangel, aus grillenhafter Schwäche her und steckst mir demgemäß das Ziel. Natürlich, weil Du, wie so mancher andere, mein physisches Übel zum guten Teil für eingebildet, mich für einen ausgemachten Hypochonder nimmst.")

Im Februar 1848 schrieb er an Ottilie von Goethe:

„Mein Übel ist ein Nervenleiden, das mir ein schwerer Krankheitsfall zurückgelassen hat und dessen wegen ich mein Amt als Prediger habe aufgeben müssen."

Am 24. März schrieb er an Hartlaub in Gedanken an die Revolution:

„Wer hat sich in diesen paar Wochen nicht größer als sein ganzes Leben lang empfunden! Und doch überfällt mich zuweilen der Schmerz, daß ich krank sein soll und bleiben werde, jetzt mit verdoppeltem Stachel."

Eine plötzliche Besserung seines Zustandes trat für Mörike im August 1848 ein. Er fuhr nämlich nach Möttlingen zu seinem Stu-

dienfreunde Blumhardt, dem „Blumhärdtle", den wir aus seinen Tübinger Briefen kennen. Blumhardt hatte damals schon einen weitverbreiteten Ruf durch die magnetischen Heilkräfte, die man ihm zuschrieb. Er heilte seine Kranken durch Handauflegen und Gesundbeten.

Bei Mörike verfehlte die suggestive Kraft dieses Mannes seine Wirkung nicht. Zum ersten Mal nach langen Jahren hatte er das Gefühl, völlig gesund zu sein. Er führte seine Genesung allein auf die wundersamen Kraftausströmungen Blumhardts zurück.

„Ein Gotteswerk war diese Reise jedenfalls", schrieb er an Hartlaub am 17. August aus Teinach, wo er sich danach noch zur Kur befand, und Du bist es am Ende doch, dem ich zunächst den Anstoß dazu danke. Was gäb ich darum, Dich auch einen Tag bei Blumhardt zu haben!"

Die Briefe der nächsten Monate klingen fröhlicher und enthalten fast keine Klagen über körperliche Beschwerden.

Etwa in der Mitte des Jahres 1849 wurde Mörikes Stimmung jedoch wieder erheblich schlechter.

Im August 1849 schrieb er an Hartlaub:

„Ich war fünf Tage oder mehr wie ein ganz dürres Feld, aus dem auch nicht das ärmste Gräschen kommen könne."

Ein Brief an Hartlaub vom 12. Oktober 1850 zeigt die typischen Zeichen einer Depression.

„Kannst Du es glauben, lieber Freund", schreibt er darin, „daß ich hier noch wenig, im Grunde noch nie, was man vergnügt heißt, habe sein können?! Wo in der Welt könnt ich auch dieses sein, bei stündlichem Mangel an allem Gesundheitsgefühl? Der Gram liegt überall im Hinterhalt und, je lauter die Aufforderung zum Genuß in einem Kreis von Menschen an mich ergeht, um desto tiefer fühl ich, was mir fehlt."

An einer anderen Stelle dieses Briefes heißt es dagegen:

„Kurhessen, Schleswig und der Bundestag sind unser tägliches Gespräch."

Das Interesse für das politische Geschehen seiner Zeit hatte er also trotz allem nicht verloren.

Das Jahr 1851 brachte bei Mörike einen plötzlichen Aufschwung. Er bemühte sich endlich um einen Broterwerb, der ihm die Heirat ermöglichen sollte. Mit Hilfe seiner Freunde gelang ihm das auch. Er erhielt eine Berufung an das Katharinenstift in Stuttgart als „Pfleger der weiblichen Jugend". Dieses Amt verpflichtete ihn dazu, in den beiden obersten Klassen je einmal wöchentlich deutsche Literatur vorzutragen.

Im November 1851 konnte er seine Braut heimführen. Nachdem Mörike alle äußeren Dinge geregelt hatte, die vor der Heirat noch zu erledigen waren, fühlte er sich erleichtert und glücklich.

„In dieser gelichteten kräftigen Stimmung", schrieb er im August 1851 an Klärchen und Gretchen, „trat ich im zweiten Stock desselben Hauses gleich bei dem Rektor Wolff ein, um ihm auf seinen Brief zu danken und die Lektion im Katharinenstift zuzusagen."

Im Jahre 1853 ging es ihm wesentlich besser als in der Zeit davor. Das Krankheitsgefühl verließ ihn jedoch nie mehr.

In diesem Jahre erschienen die „Stuttgarter Hutzelmännchen" und „Der Schatz".

Ein großes Glücksgefühl erfüllte Mörike, als ihm, der Kinder so liebte, im Jahre 1853 eine Tochter Fanny geboren wurde, der zwei Jahre später das Mariele folgte.

> Übrigens ist mir die Sache bis dato mera fabula; ‚unausdenkbar' wie es in W.s Brief heißt", schrieb Mörike an Hartlaub, als er ihn am 2. Mai 1853 zum Gevatter für Fanny bat. „Ich sollte noch erleben, daß einstmals in der Nacht das Klärchen vor meinem Bett erscheint und sagt: Du kannst jetzt kommen, Du hast ein Mädchen. Daraus entnehme ich mit Freuden und mit Staunen, daß es Gott noch gut mit mir vorhat."

Er widmete sich seinen beiden Töchtern mit zärtlicher Vaterliebe, und seine Briefe aus den nächsten Jahren sind voll von Berichten über die Kinder.

Wenn Mörike auch weiterhin sehr unter dauerndem Krankheitsgefühl litt, so waren die nächsten Jahre doch reich an schönen Erlebnissen und frohen Stunden.

„Mein bestes Glück liegt innerhalb des Hauses", schrieb er 1861 an Vischer. Auch Schätzung und Anerkennung wurden dem Dichter jetzt zuteil. Von verschiedenen Seiten erhielt er Auszeichnungen, und bedeutende Männer, unter anderen Hebbel und Storm, suchten seine Bekanntschaft.

Im Jahre 1855 erschien die Novelle „Mozarts Reise nach Prag", die man wohl als Mörikes bestes Prosawerk bezeichnen kann.

Danach hat Mörike nicht mehr viel gedichtet. In der letzten Auflage seiner Gedichte sind zwar dreißig enthalten, die nach dem Jahre 1856 entstanden sind; aber es sind viele kleine, weniger wertvolle Gelegenheitsgedichte darunter, die uns nur deshalb so lieb sind, weil sich in ihnen das Familienglück Mörikes widerspiegelt. Zu den bedeutenderen Gedichten der letzten Jahre gehören: „Die Tochter der Heide", „Der Besuch in der Kartause", „Ludwig Richters Kindersymphonie" und „Erinna an Sappho".

Sehr viel hat sich Mörike in den letzten fünfundzwanzig Jahren seines Lebens mit der Umarbeitung des „Maler Nolten" befaßt, die jedoch von ihm selbst nicht mehr ganz vollendet wurde.

Das Amt im Katharinenstift gab Mörike schon 1861 auf. Schon die geringe Belastung, die diese beiden Unterrichtsstunden mit sich brachten, war ihm zu viel. In den Akten des Katharinenstifts finden sich Entschuldigungen über Entschuldigungen für das Fernbleiben von den Stunden.

Das häusliche Glück Mörikes war nicht von Dauer. Zwischen ihm und Gretchen kam es im Laufe der Zeit immer häufiger zu Mißstimmungen, obwohl ihre Liebe zueinander gewiß tief und echt gewesen ist. Eine der Hauptursachen dieser Störungen im Verhältnis der Ehegatten war wohl die dauernde Anwesenheit Klärchens.

Klärchen, die ihr ganzes Leben dem Bruder gewidmet hatte, war so auf seine Eigenart eingestellt, daß es zwischen den Geschwistern nie zu Reibungen kam. Gretchen dagegen war nicht immer in der Lage, sich ihrem Manne anzupassen. Dazu kam die Tatsache, daß Mörikes Freund Hartlaub sich nie ganz mit ihr ausgesöhnt hatte. Wenn man diese Momente in Betracht zieht, so kann man es sich vorstellen, daß Gretchen oft das Gefühl hatte, verkannt und ausgestoßen zu sein. Von ihren katholischen Verwandten, die ja von Anfang an gegen diese Ehe gewesen waren, wurde sie in solchen Gefühlen bestärkt.

Dadurch kam es, daß die charakterlichen Gegensätze zwischen Mörike und seiner Frau, die unter günstigeren Umständen bei der Vornehmheit beider Charaktere gewiß hätten überbrückt werden können, sich so zuspitzten, daß die Ehe allmählich unerträglich wurde. Mörike litt sehr darunter und war nur noch fröhlich außerhalb des Hauses unter seinen Freunden.

Im Herbst 1873 kam es infolge eines Mißverständnisses von Gretchens Seite noch zu einer endgültigen Trennung der Eheleute. Gretchen zog mit Fanny nach Mergentheim, und Mörike verbrachte den Rest seines Lebens mit Klärchen und seiner Tochter Marie, die ein schweres Brustleiden hatte und ihn nur um zwei Jahre überlebte, unter dürftigsten Verhältnissen in Stuttgart.

Aus den Briefen der letzten zwei Lebensjahrzehnte Mörikes spricht die Abgeklärtheit des reifen Mannes, der aufgehört hat, vom Leben etwas zu erwarten. Mit Liebe und Sorgfalt beantwortete er die Briefe, die von vielen Seiten kamen, und gab manchem jungen Dichter auf Fragen und Wünsche gute Ratschläge. Einen sehr regen Briefwechsel pflegte er mit Moriz von Schwind, der ihm in vieler Hinsicht wesensverwandt war. Unter dem Gefühl, krank zu sein, hat er bis zum Ende seines Lebens gelitten.

Im Februar 1865 schrieb er an Moriz von Schwind:

„Ich wurde zu Anfang des Monats von einem gastrischen Fieber befallen, dessen nächste Folgen ich noch zur Stunde nicht verwunden habe. Es ist ein abscheuliches, den ganzen Menschen moralisch wie physisch verödendes Übel, wobei es schon eines besonderen Reizes bedarf, um nur auf Augenblicke aus der verdrießlichen, kleinmütigen Apathie herausgerückt zu werden."

In einem anderen Brief an Schwind vom Oktober 1867 heißt es:

„Es ist der alte schlimme Eigensinn meiner Natur, daß ich, wenn es innen nicht glatt und aufgeräumt bei mir aussieht, gerade den Edelsten und Besten gegenüber, bei denen ich, sobald die Feder wieder einmal in Bewegung ist, am meisten in Versuchung komme, von mir selbst und aus tieferem heraus zu reden, am schwersten mich zur Mitteilung entschließen kann. Durch Klagen rührt man nur den Grund der Klage auf, den man sich immer gern verbirgt, um noch erträglich fort zu existieren.

Grund zu dieser Unzufriedenheit ist aber wesentlich die mangelnde Gesundheit, die mich nichts Rechtes tun und treiben läßt, so lebhaft sich mitunter auch der Trieb zur Arbeit regt."

Im April 1869 schrieb er an Schwind:

„Wenn sechzigmal am Sonnenziel du umwandtes o Gryllos, Gryllos, stirb sodann und werde Asche; Denn dunkel ist von da des Lebens Umwendung, Und deines Daseins Augenglanz ist stumpf geworden."

„Das gilt Ihnen nicht, verehrtester Freund! und dem frischen, lebensfrohen, immer tätigen Mann kann dieser choliambische Seufzer eines alten Griechen die gute Stimmung keinen Augenblick verkümmern, also setz ich ihn kecklich hierher, um ungefähr Alles darin zusammenzufassen, was mir seit Ende des vorigen Jahrs und bald nach Ihrem hiesigen Besuch, an dessen glücklichem Nachgenuß ich noch eine Weile im Stillen zehrte, den schriftlichen Verkehr mit meinen sämtlichen Freunden verdarb und zum Stillestehen brachte."

Dieser Brief zeigt, daß Mörike am Anfang des Jahres 1869 wieder eine depressive Verstimmung gehabt hat. Die späteren Briefe klingen alle fröhlicher.

Im Frühjahr 1875 wurde Mörike schwer krank. Er litt unter Brustschmerzen, die nur nach Morphiumeinspritzungen nachließen. Dazu kamen Appetitlosigkeit und eine unüberwindliche Müdigkeit.

„Wie Reisach zerbrochen, zerkracht lieg ich da — gekrümmt, zerschellt", so klagte er bitter. Noch in der Sterbestunde quälte er sich mit trüben Gedanken. „Nicht wahr, es steht nichts Frivoles drin?", sagte er zu Klärchen, die ihm seine Gedichte reichen mußte.

Vierzehn Tage vor seinem Tode erlaubte Mörike, daß man seine Gattin holen lasse, und am 24. Mai 1875 besuchte ihn Hartlaub noch einmal. Eine hinzutretende Unterleibsentzündung führte das Ende herbei. Am 4. Juni hatte Mörike ausgelitten.

„Mörikes Totenmaske", schreibt Harry Maync, „zeigt unter dem herrlich geformten oberen Teil des edlen Antlitzes eine verfallene Mundpartie mit den Zügen schweren Leidens."

———————

Wir wollen zusammenfassen, was wir bei der biographischen Betrachtung Eduard Mörikes über seine Tonusveränderungen in den verschiedenen Lebensabschnitten ermittelt haben.

Nach Abschluß der Kindheit, zu Beginn der Pubertät, zeigt sich bei Mörike ein deutliches Ansteigen der inneren Spannung, die ihren Höhepunkt in den Jahren 1823—1825, also etwa in seinem zwanzigsten Lebensjahr, erreicht. Zu diesem Zeitpunkt hat er das Peregrinaerlebnis. Danach folgt ein plötzliches Absinken der Spannkraft, das als Reaktion auf den enttäuschenden Ausgang dieses Erlebnisses anzusehen ist. Diese Reaktion wird vertieft durch den Verlust der Jugendliebe Klärchen Neuffer und den Tod des Lieblingsbruders. Schon sehr bald darauf zeigen sich die ersten Ansätze einer Restitution dieser depressiven Stimmungsveränderung. In der Vikarzeit,- die mit dem zweiundzwanzigsten Lebensjahr beginnt, finden wir seinen Tonus wieder auf der gleichen Höhe wie vorher. Mörike selbst hat diese Zeit als seine „Sturm- und Drangperiode" bezeichnet. Zwar sprechen aus den Briefen der Vikarzeit Stimmungen, die man bei oberflächlicher Betrachtung als depressiv geprägt ansehen könnte, die aber zu den Depressionen im klinischen Sinne keine Beziehungen haben. Sie gehen auch nicht mit einem Tonusverlust einher. Die Ursache der düsteren Stimmungen, unter denen Mörike in den Vikariatsjahren oft litt, findet ihren klarsten Ausdruck in dem Satz, den er damals an seinen Freund Mährlen schrieb: „Alles, nur kein Geistlicher!" Unwille und Erbitterung darüber erfüllen ihn, daß er zu einer Tätigkeit gezwungen wird, die ihm zuwider ist, und die ihn daran hindert, den Weg zu gehen, zu dem er sich berufen fühlt. Die vielen Klagen über körperliche Beschwerden aus diesen Jahren stehen damit in engem Zusammenhang. Diese körperlichen Mißempfindungen finden ihre Erklärung zum Teil in einer ernsthaften rheumatischen Erkrankung, die seit der Jugend bei ihm besteht. In der Hauptsache sind sie jedoch durch das überempfindliche vegetative Nervensystem Mörikes bedingt, das auf sämtliche Reize körperlichen und seelischen Ursprungs erheblich stärker reagiert als das der Durchschnittsmenschen. Dazu kommt die neurotische Tendenz, mit ärztlicher Unterstützung vom Kirchendienst freizukommen.

Auf einem Höhepunkt befand sich Mörikes Spannkraft in den ersten beiden Jahren seiner Brautzeit, in den Jahren 1829 und 1830. Im Laufe des Jahres 1831 finden sich bei ihm die ersten Anzeichen

eines Tonusverlustes, der mit der Zeit deutlicher wird. Die Klagen über „kümmerliches körperliches Gefühl" und Widerwärtigkeiten im Beruf häufen sich. Zwischen Mörike und Luise kommt es zu Verstimmungen, weil Luise das Gefühl hat, Mörike liebe sie nicht mehr so glühend wie zu Anfang. Gewiß trägt sie an den Mißstimmungen, die mit der Zeit häufiger werden, die Hauptschuld, da sie nicht in der Lage ist, zu begreifen, daß Mörike trotz seiner Liebe zu ihr in erster Linie seiner Kunst leben muß. Aber haben ihre Vorwürfe nicht doch eine gewisse Berechtigung? Der weitere Verlauf der Entwicklung Mörikes spricht dafür. In den Hemmungen, die er in seinen Briefen erwähnt, sehen wir schon die Vorboten der depressiven Stimmungslage, die nach der Lösung des Verlobungsverhältnisses Besitz von ihm ergreift und bis 1837 anhält. - Daß sich dadurch auch Veränderungen in seiner Haltung Luise gegenüber gezeigt haben, ist anzunehmen. Zwar spielen bei dieser depressiven Verstimmung reaktive Momente mit, der Bruch mit Luise, daneben Ärger und Verdruß über die Vergehen Karls und ihre Folgen und schließlich auch Schwierigkeiten im Beruf. Daß die eigentliche Ursache dieser depressiven Haltung jedoch konstitutionell intrapsychisch strukturiert ist, beweist allein schon ihre Länge. Reaktive Depressionen klingen wesentlich schneller ab. Das Jahr 1837 bringt einen merklichen Aufschwung, aber 1838 beginnt der vitale Tonus wieder nachzulassen. Im Jahre 1839 kommt es ohne erkennbare Ursache zu einer erheblichen Verschlechterung des Allgemeinbefindens. Ein starkes Krankheitsgefühl ergreift wieder Besitz von ihm. Seine Briefe enthalten breite, ausführliche Schilderungen seines körperlichen Leidens. Dazu kommen viel Klagen über „Mattherzigkeit", Beklemmungsgefühle und Hemmungen, die ihn nicht nur an jeder dichterisch-schöpferischen Tätigkeit, sondern auch an der Ausübung seiner Amtspflichten hindern. Der vitale Tonus hat sein Minimum erreicht. Dieser Zustand hält, im großen ganzen gesehen, sechs Jahre an. Kleine periodische Schwankungen nach der positiven Seite hat es innerhalb dieses Zeitraumes gegeben. Viele Briefe und auch ein Teil seiner Gedichte aus dieser Zeit spiegeln fröhliche Stimmungen und manchmal auch ein gewisses Kraftgefühl wieder.

Zu einem wirklichen Aufschwung kommt es erst wieder nach der Cleversulzbacher Zeit, im Jahre 1845, als die Liebe zu Gretchen Speeth in ihm erwacht. Im Jahre 1846 sehen wir wieder ein Absinken seiner Spannkraft, die zu Beginn des Jahres 1848 ganz aufgehoben scheint.

Im August 1848 erhält Mörike plötzlich wieder einen Auftrieb, der mit großer Wahrscheinlichkeit dem Einfluß Blumhardts zu

danken ist. Zum ersten Mal nach langen Jahren finden wir ihn frei von jeglichem Krankheitsgefühl. Wie alle Gemütsveränderungen, die durch reaktive Momente bedingt sind, so ist auch diese Besserung seiner Stimmungslage nur vorübergehend. Schon im Laufe des Jahres 1849 stellt sich das Krankheitsgefühl wieder ein, und 1850 finden wir ihn im Tief seiner Stimmung.

Das Jahr 1850 bringt ohne irgendeine erkennbare Ursache einen Aufschwung. Etwa bis zum Ende des Jahres 1855 bleibt Mörikes Spannkraft auf der gleichen Höhe. Dann folgt ein langsames Absinken bis zu seinem Lebensende. Die beiden letzten Lebensjahrzehnte Mörikes sind durch ein fast gänzliches Fehlen jeglicher Aktivität nach außen gekennzeichnet; aber das Interesse für das Geschehen seiner Zeit, für einen bestimmten Kreis seiner Mitmenschen und sein sonniger Humor haben ihn nie verlassen.

———————

Um zu ermitteln, welchen Einfluß die vitalen Tonusschwankungen auf seine schöpferische Leistung gehabt haben, haben wir anhand der Ausgabe von Mörikes sämtlichen Werken von Harry Maync ein Verzeichnis seiner Dichtungen in ihrer zeitlichen Anordnung anzulegen versucht. Das ist uns nicht ganz gelungen, da von einer großen Anzahl seiner Gedichte keine oder nur ungenaue Angaben über die Zeit ihrer Entstehung vorliegen. Doch darf man wohl behaupten, daß zu der Reihe der Gedichte, deren Entstehungsdaten wir kennen, im Durchschnitt die wertvollsten gehören, so daß wir berechtigt sind, daraus Schlüsse auf Mörikes Schaffenskraft überhaupt zu ziehen. Um dem Leser die Möglichkeit zu geben, sich darüber selbst ein Urteil zu bilden, haben wir auch die Gedichte mit unbekannten Entstehungsdaten dem Verzeichnis beigefügt. Verzichtet haben wir nur auf die Aufzählung der vielen kleinen Gelegenheitsgedichte, die Mörike zu den verschiedensten Anlässen im Mörikschen und Hartlaubschen Familienleben verfaßt hat.

Gedichte in zeitlicher Anordnung:

1818: Ein Wort der Liebe.
1819: Die Liebe zum Vaterlande.
1820: Dem Senior der Uracher Promotion.
1822: Erinnerung an Klärchen Neuffer. In der Hütte am Berg. Wilhelm Hartlaub ins Stammbuch.
1823: Nächtliche Fahrt. Der junge Dichter. Tag und Nacht.
1824: Der Feuerreiter. Peregrina. Die Elemente.
1825: An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang. Gesang zu zweien in der Nacht. Auf einen Klavierspieler.
1826: Heimweh.

1827: Besuch in Urach. Des Schloßküpers Geist zu Tübingen. Chor jüdischer Mädchen. Septembermorgen. Um Mitternacht. Wo find ich Trost? Charis und Penia. Erstes Liebeslied eines Mädchens. Unser Fritz. Motto zum Tagebuchkalender 1827.

1828: Der Jäger. Die schlimme Gret und der Königssohn. Liebesvorzeichen. Im Frühling. Fußreise. Josephine. Auf der Reise. Frage und Antwort. Die traurige Krönung. Eberhart Wächter. Das Lied vom'Winde. Nimmersatte Liebe. Die Geister am Mummelsee. Seltsamer Traum. Auftrag. Die Herbstfeier. Der Liebhaber an die heiße Quelle. In der Frühe. Mein Fluß. Antike Poesie. Der Base Lottchen Neuffer.

1829: Begegnung. Er ist's. Das verlassene Mägdlein. Scherz.

1830: Karwoche. Am Walde. Liebesglück. Zu viel. Nur zu. An die Geliebte. An M. (erste Fassung nicht veröffentlicht).

1831: Hochzeitslied. Agnes. Gesang Weylas. Elfenlied.

1832: Rat einer Alten. Verborgenheit. Seufzer. Zum neuen Jahr. Mausfallensprüchlein.

1835: Auf das Grab von Schillers Mutter.

1836: Alles mit Maß. Zur Warnung. An eine Lieblingsbuche meines Gartens.

1837: Der Knabe und das Immlein. Jägerlied. Ein Stündlein wohl vor Tag. Storchenbotschaft. An eine Äolsharfe. Der Gärtner. Die Schwestern. Die Soldatenbraut. Ideale Wahrheit. Theokrit. Tibullus. An Herrmann. Muse und Dichter. Auf dem Krankenbette. Bei Tagesanbruch. Lose Ware. Trost. Waldidylle. Vicia faba minor. An meine Mutter. An dieselbe. Die Antisympathetiker. Apostrophe. Auf ein altes Bild. An H. Kurz. Zum 10. Dezember 1837. Lammwirts Klagelied. Gute Lehre. Der Tambour. Selbstgeständnis. Restauration. Bei Gelegenheit eines Kinderspielzeugs. Pastoralerfahrung. Abschied. Erzengel Michaels Feder. Suschens Vogel. An meinen Vetter. Auf dem Spaziergang.

1838: Schön Rohtraut. Das Märchen vom sicheren Mann. An meinen Arzt. Maschinka. Akme und Septimus. Der Genesende an die Hoffnung. Im Weinberg. An Friedrich Vischer. Der Kanonier. Kantate bei der Enthüllung der Statue Schillers. Wanderlied. Die Visite. Pfarrer und Bauer.

1839: An Lottchen Krehl. Kinderlied. Der Dialog. Zum 10. Dezember 1839.

1840: Zwiespalt. Auf den Arrius. An denselben. (Meinen Vetter.) Herrn Bibliothekar Adalbert von Keller.

1841: An Karl Mayer. An einen kritischen Freund. Meiner Schwester. An Pauline. An Marie Mörike geb. Seiffer. An Longus. Waldplage. An Philomele. Zum 10. Dezember. An Emma von Niendorf. Gespräch. Auf eine Christblume.

1842: Die schöne Buche. An Wilhelm Hartlaub. An einen Liebenden. Der Abgebrannte. Zu einem Bildchen. Ländliche Kurzweil.

1843: Einer geistreichen Frau. Vogellied.

1845: Versuchung. Mit einem Anakreonskopf und einem Fläschchen Rosenöl. Auf einer Wanderung. Bei der Marienbergkirche. Auf den Tod eines Vogels. Margareta. Ach, nur einmal noch im Leben. Zum Neujahr. Der Petrefaktensammler. Göttliche Reminiszenz. An den Vater meines Patchens. Auf den Tod eines Vogels. Zwei dichterischen Schwestern. Vom Kirchhof. Gefunden.

1846: Im Park. Götterwink. Datura suaveolens. Weihgeschenk. Anschrift auf eine Uhr mit drei Ohren. Auf eine Lampe. Abreise. Am Rheinfall. Der Häßliche. Epistel. Neue Liebe. Aus der Ferne. Erbauliche Betrachtung. Zur Eröffnung eines Albums. Früh im Wagen (erster Entwurf 1843).

1847: An O. H. Schönhut. Auf ein Ei geschrieben.
1851: Zwei Brüdern ins Album.
1852: Häusliche Szene. An Fräulein Luise von Breitschwert. Der alte Turmhahn.
1853: Frau Generalin von Varnbüler.
1854: An Fräulein Luise von Grevenitz.
1855: Der Schatten. An Eberhart Lempp.
1858: An Frau Luise Walther. In das Album einer Dame. Mit einem Riechflacon.
1859: Auf ein Kind.
1860: Ritterliche Werbung. Hermippus. Auf die Nürtinger Schule.
1861: Die Tochter der Heide. Besuch in Kartausen. An Frau Pauline von Phull-Rippur. Quittung über Versteigerungen. Schönes Gemüt.
1862: Jedem das Seine. Schlafendes Jesuskind. Einem kunstliebenden Kaufmann. Ludwig Richters Kindersymphonie.
1863: Erinna an Sappho. Bilder aus Bebenhausen. An X und Y. Zum 5. Februar 1863.
1864: An Gretchen. An J. G. Fischer.
1865: An Eduard Weigelin.
1866: Lang, lang ist's her.
1868: An Moriz von Schwind.
1874: An Luise Walther zum 10. 1. 1875.

Prosa:

Der „Maler Nolten". Der erste Entwurf erschien schon in Stuttgart, als Mörike für den Frankschen Verlag arbeiten sollte, also etwa Anfang des Jahres 1829. Schon im Laufe des Jahres 1830 wurde er im wesentlichen beendet. 1832 erschien er.

1834 erschien die Novelle Miss Jenny Harrower und das Singspiel „Die Regenbrüder" wurde vollendet. 1839 erschienen „Die Regenbrüder" erst in der Iris, zusammen mit dem Märchen „Der Bauer und sein Sohn".

1841 erschien das „Fest im Gebirge", ein Singspiel für eine Gedächtnisfeier.

1844 in Mergentheim begann Mörike an der „Idylle vom Bodensee" zu arbeiten, die 1854 erschien.

1851 begann Mörike mit dem Märchen „Die Stuttgarter Hutzelmännchen", die 1852 erschienen.

1855 erschien „Mozarts Reise nach Prag".

Zu erwähnen sind noch einzelne kleinere Entwürfe: „Spillner" und die „Umworbene Musa", zwei kleine Humoresken aus der Studentenzeit, in denen Mörike das prahlerische hohle Wesen geißelt, das ihm bei vielen Vertretern der Burschenschaften auffiel, der Entwurf zu einem Trauerspiel „Enzio" und der Entwurf zu einem Märchen „Der Kupferschmied von Rotenburg", der in der Zeit zwischen 1843 und 1851 entstand.

Übersetzungsarbeiten:

Die klassische Blumenlese erschien etwa 1840. Die Übersetzungen von Theokritos, Bion und Moschos erschienen 1855. Die anakreontischen Lieder erschienen 1864.

Gedichte, über die nur ungenaue Zeitangaben vorliegen:

1822—1826: Nachtgesichte.
Vor 1826: An den Schlaf.
Um 1826: Jung Volker.

Vor 1828: Entschuldigung an G. Schwab.
Um 1830: Sehnsucht. Heimweh. (Anders wird die Welt...)
1828—1836: Schiffer- und Nixenmärchen.
Vor 1838: Leichte Beute. Nachts am Schreibpult. Der König bei der Krönung. Auf dem Grabe eines Künstlers. P. K. Lied eines Verliebten. Meines Vetters Brautfahrt. Schulschmäcklein. Brockes.
Um 1838: Nächtlich erschien mir...
1845 oder 1846: Das Bildnis der Geliebten.
Vor 1846: Herr Dr. B. und der Dichter.
Spätestens 1852: Denk es, o Seele!
1853—1854: An eine Sängerin.
Vor 1856: An einen Redner.
Vor 1861: Einer Reisenden.

Aus der Zeit von 1819—1834: Improvisation an Wilhelm Hartlaub. Venedig. Märchen. Fischermädchen singt. Rotkäppchen. Lied eines Mädchens. Im Freien. Nachts. An Z. Nachklang an L. 3 Gedichte ‚An Luise': 1. Ich sehe dich; 2. Ist's möglich; 3. Wahr ist's mein Kind. Auf der Teck (in der Zeit von 1829—1831 entstanden). Variation zu „An den Schlaf". (Nach 1829): Zu Luisens Geburtstag. Zwei Kameraden. Zum Sylvesterabend. An Luise.

Gedichte aus der Zeit von 1834—1843: Die sechs oder sieben Weisen vom Unterland. Auf einem Cleversulzbacher Pfarrvikar. Auf einen fanatischen Priester. Katholischer Gottesdienst. Auf zwei Sängerinnen. Dem lieben Altvater Georg Balthasar Hermann. Dem Weinsberger Frauenverein. Marie von Hügel. An Frau Pfarrer Karoline Schmidtlin. Im leeren Pfarrhaus.

Gedichte aus der Zeit 1843—1875: Auf ein frommes neuvermähltes Paar. Crux fidelis. Einer Freundin. An Fräulein E. Bauer. In das Stammbuch von Theodor Buttersack. Dichters Ende. Zu Weiß' Mörikezeichnung. An Rektor Wolff. Aus den Albumblättern für Schülerinnen des Katharinenstifts. Fanny an Fräulein von Breitschwert mit einem illustrierten Turmhahn. An Frau Grunert. Einem Musiker. Aus Bebenhausen. Kinderszene. An Freya. Frau Dr. Menzel mit Orangen. Zu einem ausgeschnittenen Röschen. Mit Reseden. An Hofmusikus Keller. Aus Anlaß der Einladung zur Einweihung der Stuttgarter Liederhalle. Der alte Cleversulzbacher Turmhahn. Das Türmerskind an seine Patin. Fragment zu einer Epistel an Moriz von Schwind. An Julius Klaiber. Inschriften auf selbstverfertigte Blumentöpfe. An Karl Künzel in Heilbronn. Zur Verlobung des Photographen Herrmann Kaiser mit Helene Morgenstern. An Otto Rotacker und Klara Schmid. An Lina Lade. In Gedanken an unsere deutschen Krieger In Autographenalben. Rückblick. Epistel an Ludwig Mezger.

Gedichte, über die gar keine zeitlichen Angaben vorliegen: An einen Freund. Emma Kerner. Der Schäfer und sein Mädchen. Gutenbergs Erfindung. Frankfurter Brenten. Lieb in den Tod. Aus Anlaß einer Einladung. Widmung. Der Hirtenknabe. Die Enthusiastin. Mit ein paar Blümchen. Gebet. Das lustige Wirtshaus. Herrn Hofrat Dr. Kraus. Bei einer Trauung. Grabschrift des Pietro Aretino. Auf die Prosa eines Beamten. Nannys Traum. Einer verehrten Frau. An Florentine. Kalter Streich. Falsche Manier. An einen Prediger. Pastor an seine Zuhörer. Neutheologische Kanzelberedsamkeit. Lückenbüßer. Auf eine hohe Vermählung. Maschinka. Unschuld. Leben und Tod. Christbescherung. Das Mädchen an den Mai. An Madame K. Erwiderung an Gräfin Fernando von Pappenheim. Corona Christi. (An Klara.)

Keine Rettung. Rätsel. Unterschied. Corinna. Zum Geburtstag. Kirchengesang zu einer Trauung. Zum Geburtstag seines Freundes Mährlen. Nach einer schläfrigen Vorlesung „Romeo und Julia". Auf einer Wanderung. Josephine. Rückkehr. Trinkspruch. Josephine. Auf der Reise. Lied eines Mädchens. Nachts. An Z. An Herrmann. Marie von Hügel. An Fräulein E. Bauer. Dichters Ende, Herrn Obertribunalrat von Walther. Kinderszene. Rückblick. An Otto Scherzer in Tübingen.

Auf Grund dieses Verzeichnisses können wir feststellen, daß die auffallenden Unterschiede der dichterischen Leistung Mörikes in den verschiedenen Jahren weitgehend mit den Tonusveränderungen übereinstimmen. Nur in einem Punkt zeigt sich ein wesentlicher Unterschied. Die größte Höhe des vitalen Tonus finden wir bei Mörike in den Jahren 1824—1830, also in der Zeitspanne zwischen dem zwanzigsten und sechsundzwanzigsten Lebensjahr, während die dichterische Schöpferkraft Mörikes ihren Höhepunkt erst 1837 erreichte, also etwa sieben Jahre später.

Nach Klarlegung der Beziehungen zwischen den vitalen Tonusschwankungen und seiner dichterischen Leistung können wir versuchen, die Frage zu beantworten, durch welche Faktoren diese Schwankungen bedingt sind. Dabei trennen wir die exogenen, d. h. die durch die Umwelt bedingten Faktoren, von den endogenen, die durch die Persönlichkeit des Menschen selbst bedingt sind.

Der äußere Werdegang Mörikes ist der typische eines schwäbischen Landpfarrers. Ein außergewöhnliches Ereignis, das für Mörikes Entwicklung Bedeutung gehabt hat, ist das Zusammentreffen mit Maria Meyer, die zweifellos eine Frau gewesen sein muß, die auf Menschen von Mörikes Wesensart eine große Wirkung gehabt hat. Andererseits ist zu bedenken, daß die starke innere umweltunabhängige Spannung, die Mörike damals beherrschte, ihn für Marias Einfluß besonders empfänglich gemacht hat. Die depressive Schwankung, die dem Peregrinaerlebnis folgte, ist als Affektreaktion anzusehen. Sie wurde daher auch schnell ausgeglichen. In Kürze restituierte sich Mörikes Spannkraft.

Die folgenden Jahre, für die die innere Spannung geradezu charakteristisch ist, hat Mörike selbst als seine Sturm- und Drangperiode bezeichnet. Sie findet ihren Abschluß mit seiner Verlobung. Die Liebe zu Luise erfüllt ihn mit einem fast ekstatischen Glücksgefühl, das mit einer weiteren Steigerung seines vitalen Tonus einhergeht. Dieser Seelenzustand ist nichts absolut Neues in Mörikes Leben; er stellt nur den Abschluß einer Entwicklung dar, die schon lange vorher begonnen hat. Daß die depressive Verstimmung, die nach der Lösung des Verlobungsverhältnisses Besitz von ihm er-

griff, zwar durch reaktive Momente ausgelöst, im Grunde jedoch endogener Natur war, hatten wir schon festgestellt.

Für die Höhe des vitalen Tonus in den Jahren 1836 und 1837 ist keine äußere Ursache zu finden, ebenso wenig für den plötzlichen Tonusverlust 1839. Dagegen fällt der plötzliche Aufschwung 1845 nach ungefähr sechs Jahren völliger Passivität zeitlich mit dem Beginn der Liebe zu Gretchen Speeth zusammen. Hier ist es schwer, Ursache und Wirkung zu unterscheiden; denn es scheint wirklich so, als habe ein äußeres Schicksal diese beiden Menschen zusammengeführt. Doch muß man andererseits annehmen, daß bei Mörike, der Jahre hindurch ohne Leidenschaft, ohne Frauenliebe, gelebt hatte, eine Veränderung seiner Stimmungslage stattgefunden haben mußte, die ihn für dieses Erlebnis bereitgemacht hatte.

Sicherlich endogenen Ursprungs ist der Aufschwung 1855. Der Wunsch, ja fast die Notwendigkeit, sich eine Existenz zu schaffen, um Gretchen als Frau heimführen zu können, hatte schon seit den Jahren 1845 und 1846 bestanden, ohne daß Mörike irgend etwas unternommen hatte. Jetzt plötzlich nahm er sein Schicksal in die Hand. Darauf, daß für den Aufschwung 1851 keine äußere Ursache zu erkennen ist, hatten wir schon hingewiesen. Auch der allmähliche Tonusverlust danach, den wir bis zu seinem Lebensende verfolgen können, muß als endogen bedingt angesehen werden.

Die Entwicklung der Umwelt hat also Mörikes Entwicklung nicht entscheidend beeinflußt. Die Ursachen dieser vitalen Schwankungen müssen danach in der Persönlichkeit Mörikes selbst liegen oder durch sie bedingt sein.

Warum mußten die Tonusveränderungen Mörikes gerade diesen Verlauf haben? Liegt ihnen irgendeine Gesetzmäßigkeit zugrunde?

Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, haben wir den Versuch gemacht, eine graphische Darstellung anzufertigen, die wir der Arbeit beifügen. Die Abszisse bezeichnet die Lebensjahre Mörikes, die Ordinale die Höhe des vitalen Tonus. Wir erhalten dadurch eine Kurve, deren Verlauf wellenförmig ist. Die Höhe der einzelnen Wellenberge ist verschieden. Fertigen wir eine zweite Kurve an, die nur die Höhepunkte des vitalen Tonus Mörikes miteinander verbindet, so erhalten wir eine zweite Kurve, die etwa mit dem 18. Lebensjahr Mörikes steil anzusteigen beginnt, mit dem 25. und 26. Lebensjahr ihre größte Höhe erreicht, um dann bis zum Lebensende wieder langsam abzusinken.

Beide „Lebenskurven", die wir auf diese Weise erhalten, sind charakteristisch, die erste wellenförmige für die cyklothymen, die

zweite mit dem Anstieg in der Pubertät und dem Absinken danach für die schizothymen Temperamente.

In einer zweiten graphischen Darstellung haben wie die Menge der Gedichte Mörikes registriert. Da die Prosawerke, im ganzen gesehen, in ihrer Bedeutung hinter den lyrischen weit zurückstehen, haben wir auf sie verzichten können, ohne daß das Gesamtbild von Mörikes dichterischer Leistung dadurch wesentlich verändert wird.

Beim Vergleich dieser beiden graphischen Darstellungen wird eine Tatsache besonders klar, auf die wir schon kurz hingewiesen haben:

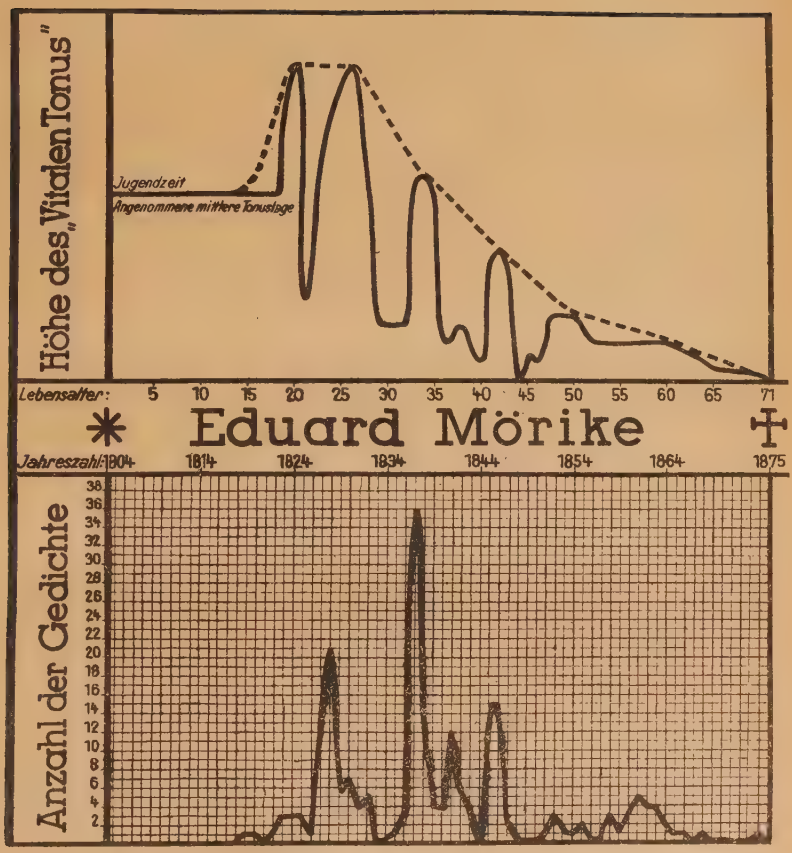
Bei Mörike findet sich eine Eigenschaft, die nach Kretschmer für die Schizothymiker, besonders für die Genialen unter ihnen, wie z. B. Schiller, typisch ist: Das Einsetzen der größten Schaffensperiode nach der Pubertät und Nachpubertät, also zu einem Zeitpunkt, in dem der vitale Tonus schon im Absinken begriffen ist. Die Ursache dieser Erscheinung ist leicht zu erklären. Bei diesen Menschen sind in der Pubertätszeit die inneren Spannungen zu stark und die Widersprüche zu groß, um zu schöpferischen Höchstleistungen zu führen, zu denen auf der einen Seite zwar eine gewisse Höhe der inneren Spannung, auf der anderen Seite aber auch ein bestimmtes Maß an Harmonie notwendig ist.

Dem Ergebnis, das wir durch die graphische Darstellung der vitalen Tonusschwankungen Mörikes erhalten haben, entsprechen die Erkenntnisse, die uns durch das Studium der Biographie und der Briefe Mörikes übermittelt worden sind.

Da finden wir auf der einen Seite die Züge, welche die c y k l o t h y m e Konstitution kennzeichnen: Den Wechsel der Grundstimmungen zwischen den Polen „Heiter" und „Traurig", der einerseits auf endogenen Ursachen beruht, der andererseits aber auch leicht durch Umgebungsveränderungen bewirkt werden kann, dann den Sinn für das Idyllische, die Andacht am Kleinen und im Zusammenhang damit die Freude am Sammeln, eine hervorragende Beobachtungsgabe, verbunden mit großem Einfühlungsvermögen und einem feinen Humor.

Auf der anderen Seite finden wir, ebenso ausgeprägt, die Züge die für die s c h i z o t h y m e Konstitution kennzeichnend sind: Die große Innenempfindlichkeit, die einen Teil der Schizothymiker auszeichnet, die autistische Lebenshaltung, die mystische Art des Naturerlebens und das Gefühl der Verbundenheit mit dem All.

Noch nicht eingegangen sind wir bei der Betrachtung der Persönlichkeit Mörikes auf seine sogenannten okkulten Erlebnisse, die sich in halluzinatorischen Wahrnehmungen und dem damit verbundenen Erlebnis der magischen Fernwirkungen äußern.


Höhe des „Vitalen Tonus"
Jugendzeit
Angenommene mittlere Tageslage
Lebensalter: 5 10 15 20 25 30 35 40 45 50 55 60 65 71
Eduard Mörike
Jahreszahl: 1804 1814 1824 1834 1844 1854 1864 1875
Anzahl der Gedichte
38 36 34 32 30 28 26 24 22 20 18 16 14 12 10 8 6 4 2

Das erste überlieferte okkulte Erlebnis hatte Mörike in der Tübinger Zeit. Er sah eine altdeutsche Frau in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts nachts an sein Bett treten. An der Realität dieser Erscheinung soll er nicht gezweifelt haben. Nach Mayne soll er sie als „so etwas wie seine Muse" angesehen haben. Er sprach sich darüber nur seinen nächsten Freunden gegenüber aus und gestand ihnen noch im hohen Alter, nie in seinem Leben etwas „Holderes und Lieblicheres" gesehen zu haben.

Eine Reihe späterer okkulter Erlebnisse, die sich auf den „Spuk im Cleversulzbacher Pfarrhaus" beziehen, von dem auch Mörikes Familienmitglieder, besonders Karl, zu berichten wußten, hat Mörike sorgfältig aufgezeichnet und seinem Freunde Justinus Kerner mitgeteilt, der sie in seinem „Magikon" veröffentlicht hat.

Im Jahre 1861 erschien in der Zeitschrift „Freya, illustrierte Blätter der gebildeten Welt" ein Aufsatz Mörikes: „Aus dem Gebiet der Seelenkunde". Darin berichtet er unter anderem von einem seltsamen Erlebnis mit Gretchen Speeth, das wir hier mitteilen wollen:

„Bei meinem mehrjährigen Aufenthalte zu M., den eine jüngere Schwester mit mir teilte, lebten wir mit der Familie S, als zufällige Hausgenossen auf freundschaftlichem Fuße; besonders aber hatte meine Schwester das innigste Verhältnis mit der Tochter. Mir war an dem täglichen Umgang der beiden zunächst nur ein sehr bescheidener Anteil vergönnt, und niemand von uns dreien konnte ahnen, daß mir sechs Jahre später in dieser neuen Freundin meine Frau geschenkt sein sollte.

Sie mit den Ihren wohnte in dem zweiten, wir Geschwister im ersten Stockwerk. Einst in der Nacht, es mochte elf Uhr sein, ich hatte schon geschlafen, erweckte mich ein plötzliches Gefühl, als wenn mir kalte, schwere Tropfen gewaltsam ins Gesicht gespritzt würden; ich glaubte ihren Fall zugleich auf dem Deckbett zu hören. Ich fühlte nach der Nässe auf der Haut, auf Kissen und Deckbett umher; da aber alles durchaus trocken war, beruhigte ich mich mit dem Gedanken, es müsse Einbildung gewesen sein, obwohl ich nie mit so viel Schein der Wirklichkeit geträumt zu haben glaubte.

Den anderen Morgen erzählte ich die Sache der Freundin. Sie war sichtlich bestürzt und nachdenklich. Wir drangen vergeblich in sie, ob ihr irgendwie eine fatale Bedeutung oder sonst eine Erklärung dieses Vorkommens beigehe. Erst späterhin bekannte sie meiner Schwester folgendes:

Sie hatte jene Nacht bei ihrem Vater, der an einer schmerzhaften Erkrankung dem Tod entgegenging, zu wachen, verweilte aber zur gedachten Stunde noch in ihrem Zimmer. In einer unge-

wöhnlich erhöhten Stimmung, begünstigt durch die Einsamkeit und die tiefe nächtliche Stille, verrichtete sie ihr Gebet, in welches sie nächst ihren Angehörigen auch uns einschloß. Zuletzt griff sie, als Katholikin, nach dem geweihten Wasser und sprengte, was sie sonst nie tat, für jeden einzelnen besonders, der Reihe nach und in der Richtung, wo die Lagerstätte eines jeden war, einige Tropfen in die Luft. Hiernach erklärte sich das Rätsel einfach aus einem momentanen Fernsehen der Seele im schlafenden, völlig gesunden Zustand. Die Seele bekam oder gab vielmehr sich selbst ihre Wahrnehmung sinnlich durch einen scheinbar äußeren Eindruck zu fühlen."

Natürlich ist zu bedenken, daß zu Mörikes Zeit der Geisterglaube, auch unter den Gebildeten, sehr verbreitet war. Trotzdem besteht kein Zweifel darüber, daß den Erscheinungen, die Mörike schildert, Erlebnisse zugrundeliegen, die als psychotisch schizophren oder als phsychopathisch schizoid gewertet werden können. Für Mörike, bei dem sich nicht die geringsten Anzeichen einer Psychose finden, gilt letzteres.

Dieser psychopathologische Wesenszug Mörikes, der besonders deutlich in seinem „Nolten" zum Ausdruck kommt, erklärt uns zum Teil die große Wirkung, die Maria Meyer auf ihn gehabt hat. In seiner Peregrina hat Mörike nicht nur die ungewöhnlich schöne Frau, die bezaubernde Fremde, gesehen, sondern auch die verwandte Seele.

Mit der schizothymen Seite seines Wesens im Zusammenhang steht auch der biologische Entwicklungsgang Mörikes, der in mancher Hinsicht von der Norm abweicht.

Mörike war ein Langsamentwickler. Noch in seiner Studentenzeit ging er Beschäftigungen und Neigungen nach, die der Durchschnittsmensch nur aus seinen Kindheitserinnerungen kennt. Wir denken besonders an einen Brief Mörikes vom Juli 1825, in dem der damals Einundzwanzigjährige seiner Schwester mit der größten Selbstverständlichkeit erzählt, daß er mit Bauer nach Art der Kinder „Ein paar Gauner" gespielt habe, die in einer „Diebsherberg" auf der Lauer gelegen hätten. Die Beschreibung dieses Spiels hat einen durchaus kindlichen Charakter. Auch das Märchenland Orplid, dem er in dieser Zeit ein Gedicht gewidmet, und das den Stoff zu dem Zwischenspiel im „Maler Nolten", dem „Letzten König von Orplid" geliefert hat, gehört zu den Phantasiegebilden, die das Kindesalter charakterisieren.

Mörike war sich selbst darüber klar. Er läßt seinen „Nolten" erzählen: „Man sagt mir noch auf den heutigen Tag ins Gesicht, und selbst mein wertester Herr Papa gibt zuweilen zu verstehen, daß ich länger als billig ein Knabe geblieben. Zu leugnen ist es nun

nicht, meine Streiche als Bursche von 16 Jahren sind um kein Haar besser gewesen als die eines Elfjährigen, ja, meine Liebhabereien sahen vielleicht bornierter aus, wenigstens hatten sie die praktische Bedeutung nicht, um derentwillen man diesem Alter manche Spiele, wären sie auch noch so leidenschaftlich und zeitvergeudend, noch allenfalls verzeihen kann."

Daß Mörike gerade diese seine Eigenschaft als ein Plus angesehen hat, geht aus einer Bemerkung daraufhin hervor, die er dem Baron Jaßfeld in den Mund legt: „Überhaupt preis ich den Menschen glücklich, der, ohne träge oder dumm zu sein, hinter seinen Jahren, wie man so spricht, weit zurückbleibt. Er trägt gewöhnlich einen ungemeinen Keim in sich, der nur durch die Umstände glücklich entwickelt werden muß."

Durch diese Eigenart seiner Entwicklung bedingt ist auch die weit über die normale Zeit hinaus bestehende, sich nie ganz verlierende Bindung an die primäre Familie, an die Mutter und vor allem an die Schwester Luise, von der er einmal sagt, „es sei, als halte sie mit schwesterlich tiefem Zauber seine Lebensfäden, die er spinne, die seine Natur spinne, ruhig verstehend in der Hand", und die er in den allerpersönlichsten Dingen um Rat fragt.

Nach Luises Tod ist es die jüngere Schwester Klara, die diese Rolle übernimmt. Auf den negativen Einfluß, den diese Bindung auf Mörikes Ehe gehabt hat, haben wir schon hingewiesen.

Auch der Ausgang des Peregrinaerlebnisses ist zum Teil auf die verlangsamte Entwicklung Mörikes zurückzuführen. Seine Gefühle Maria gegenüber haben noch viel von dem tragischen Pathos und der geistigen Schwärmerei, die beim Durchschnittsmenschen für niedere Altersstufen bezeichnend ist.

Wenn wir so einerseits eine Retardierung in Mörikes Entwicklung bemerken, die sich besonders in der sexuellen Sphäre zeigt, so fällt uns andererseits eine Frühreife auf, die sich in der Hauptsache auf das Rein-Geistige bezieht.

Wie Harry Maync mit Recht feststellt, fehlt bei Mörike fast ganz die Pubertätslyrik, wie sie zum Beispiel bei Schiller so reichlich vorhanden ist. Schon die frühen Gedichte Mörikes sind in ihrer Art vollkommen. Zu beachten ist auch die Tatsache, daß der „Maler Nolten" schon in Mörikes sechsundzwanzigstem Lebensjahr vollendet wurde. Trotz mancher „Grellheiten", die Mörike später selbst als störend empfunden hat, zeugt dieses Werk nicht nur von einer ausgezeichneten darstellerischen Fähigkeit, sondern auch von einem psychologischen Einfühlungsvermögen, das eine geistige Reife voraussetzt, die von den meisten Menschen erst in einem viel höheren Lebensalter erreicht wird.

Diese Disharmonie in der Entwicklung findet man häufig bei den schizothymen Typen.

Wir stellen also fest, daß dem Verlauf der vitalen Tonusschwankungen Mörikes eine Gesetzmäßigkeit zugrundeliegt, die die Kennzeichen der cyklothymen und die der schizothymen Konstitutionen aufweist, und daß Mörike auch die psychischen Merkmale dieser beiden Konstitutionskreise in ausgeprägter Form in sich vereinigt. Die Abhängigkeit der vitalen Tonusschwankungen von der konstitutionellen Struktur ist bei Mörike klar erkennbar.

Übrig bleibt die Erklärung der eigenartigen Schwäche, die wir bei Mörike im Verlauf seines ganzen Lebens finden, und die seiner Umgebung den Anlaß gegeben hat, ihn mit mehr oder weniger Recht zum „Hypochonder" zu stempeln.

Mörike hat sich durch den Vorwurf, der in dieser Bezeichnung liegt, oft sehr verletzt gefühlt, weil er fest an die organische Ursache seiner Beschwerden glaubte. Zu anderen Zeiten gab er zu, daß es in erster Linie wohl seine seelische Verfassung war, die ihn zum kranken, freudlosen Menschen machte. Er kannte sich ja zu gut und scheute nie eine Selbstkritik, die er in diesem Fall sogar in Form zweier Gedichte zum Ausdruck gebracht hat. Diese Gedichte hat Mörike selbst nie veröffentlicht, und sie sind, soviel ich weiß, auch in keine der später zusammengestellten Gedichtsammlungen aufgenommen worden. Ich fand sie in einem der Rechenschaftsberichte des schwäbischen Schillervereins und möchte sie an dieser Stelle wiedergeben:

Ärztlicher Rat.

Was hilft das Schimpfen und das Fluchen,
Sie ziehen sich zu viel zurück!
Sie sollten brav Gesellschaft suchen,
Und Tanz und lärmende Musik.

Hypochondrist:

Ach! Wollt ich nicht so manche liebe Stunde
So bei Gesang und Geige mich ergötzen?
Jedoch da hör ich tief im Hintergrunde
In einem fort den Tod die Sense wetzen.

Der Hypochondrist.

Nur die gesundsten Prasser
Die finden sich hier ein.
Sie suchten warmes Wasser
Und trinken kühlen Wein.

Die Lahmen und die Tauben
Sie setzen sich zu Tisch,
Sie stärken ihren Glauben
Und sind gesund und frisch.

Im rosenfarbnen Hütchen
Die Dame dort, wie schön!
Sie stach nur auch das Mützchen,
Sich hier im Flor zu sehen.

Da geht ein Lockenköpfchen,
Dem ganz und gar nichts fehlt!
Allein vom Fuß zum Zöpfchen
Ist sie wie neu geschält.

Bloß im Vorübereilen
Seh ich die bunte Welt,
Doch sag ich mir zuweilen,
Daß sie mir nicht mißfällt.

Wenn sie so Paar an Paaren
An mir vorüberstreicht,
Der Duft von süßen Haaren
Mich reizend überschleicht.

Wie gern möcht ich sie grüßen, —
Allein ich wage nie
Nach Lust mit zu genießen, —
Darum veracht ich sie.

Die Entstehungsdaten dieser beiden Gedichte sind uns nicht bekannt. Von dem zweiten, „Der Hypochondrist", kann man wohl mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es bei einem von Mörikes vielen Kuraufenthalten in Mergentheim enstanden ist.

Die körperlichen Mißempfindungen Mörikes, auch die, denen keine organische Ursache zugrundegelegen hat, haben sicher nicht, wie viele seiner Mitmenschen annahmen, nur in seiner Einbildung bestanden. Der innige Zusammenhang zwischen dem seelischen Erleben und dem vegetativen und endokrinen System, der in neuerer Zeit immer deutlicher herausgestellt wird, macht es verständlich, daß das Begleitetsein seelischer Verstimmungen mit erheblichen körperlichen Beschwerden durchaus im Bereich des Möglichen liegt. Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge objektiviert seine Klagen über körperliche Mißempfindungen. „Hypochondrisch" ist bei Mörike nur die Überwertung seiner Beschwerden, die man einerseits als phobischen Ausdruck seiner depressiven Grundhaltung, andererseits als neurotisch bedingt werten kann, als eine Schutz- und Schonhaltung seinen nach dauernden dichterisch-schöpferischen und sozialen Leistungen verlangenden Mitmenschen gegenüber.

Zur Erklärung der allgemeinen Antriebsschwäche Mörikes genügt es nicht allein, die cyklothymen und schizothymen Anteile seiner psychischen Struktur herauszustellen; dazu ist es notwendig, zu ermitteln, um welche Variationen innerhalb dieser Konstitutionen es sich bei Mörike handelt.

Innerhalb des cyklothymen Konstitutionskreises finden sich bei Mörike alle Variationen, die sich zwischen den Polen „Heiter-beweglich" und „Schwerblütig-weich" bewegen, in mehr oder minder starker Prägung vertreten; die bei weitem vorherrschende ist die Schwerblütig-weiche.

Betrachten wir die schizothymen Varianten, die zwischen den Polen „Hyperästhetisch" und „Anästhetisch" liegen, so sehen wir, daß Mörike unbedingt zu den Hyperästhetischen zählt, und daß von den anderen Varianten dieser Konstitution bei ihm so gut wie nichts vorhanden ist.

Innerhalb des cyklothymen Persönlichkeitsanteils Mörikes ist im Rahmen der diathetischen Proportion die schwerblütig-weiche Variante die bestimmende, innerhalb des schizothymen Persönlichkeitsanteils zeigt sich im Rahmen der Psychästhetischen Proportion ausschließlich die hyperästhetische Variante. Beide Varianten gemeinsam bedingen in Mörikes Persönlichkeitsbild das Fehlen jeder stenischen Komponente.

Die Schwerblütigkeit und Weichheit der cyklothymen Konstitution und die Hyperästhesie der schizothymen sind es, die in ihrem kaum abgrenzbaren Zusammenwirken Mörikes übermäßige Zartheit und Schwäche und die Ängstlichkeit seines Gemüts bedingten, die ihn nicht nur für den harten Lebenskampf, sondern auch für die Ausübung seines bürgerlichen Berufes untauglich machten, die aber unentbehrlich gewesen sind für seine künstlerische Leistung. Das auf feinste innere und äußere Reize reagierende Nervensystem Mörikes, das die subtilsten Schwingungen der menschlichen Seele wahrnahm und für die Wandlungen im kosmischen Geschehen eine hochempfindsame Resonnanz zeigte, war für seine dichterische Leistung ebenso notwendig wie die Depressionen, bei deren Überwindung ihn das Gefühl des Genesens ihn in eine Stimmung versetzte, die für sein dichterisches Schaffen besonders günstig war.

Großen seelischen Erschütterungen war Mörike nicht gewachsen und er mied sie deshalb. Aus diesem Grunde zog er sich von Wilhelm Waiblinger zurück, ebenso wie er einem zweiten Zusammentreffen mit Maria Meyer auswich. Aus dem gleichen Grunde war es ihm nicht möglich, beim Tod seiner Mutter zugegen zu sein.

Unwillkürlich drängt sich uns bei diesen Betrachtungen der Vers auf:

Wollest mit Freuden und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten.
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Mit dem gemütlichen, zufriedenen Landpfarrer, der uns im „Alten Turmhahn" entgegentritt, hatte Mörike so wenig gemein wie Goethe mit dem gelassenen Dichterfürsten, den er im höheren Lebensalter darzustellen suchte. In beiden Haltungen sehen wir nur eine Überkompensation. Für Goethe war der Dichterfürst eine Fassade, eine Maske, hinter der er den leicht verletzlichen Innenmenschen zu verbergen suchte. Für Mörike war der rüstige Landpfarrer nicht einmal das. Es ist ihm nicht annähernd gelungen, diese Rolle zu spielen. Er war für ihn nur ein Wunschbild.

Der wirkliche Mörike glich vielmehr seinem Nolten, seinem Larkens und vor allem seinem Mozart.

In diesen Gestalten erschöpft sich die Vielseitigkeit seines Wesens natürlich nicht. Die offenbart sich erst in der Gesamtheit seiner Werke.

Die beiden bestimmenden Elemente in der seelischen Struktur Mörikes finden ihren schönsten und reinsten Ausdruck in dem Gedicht:

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laß dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Tränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, die mich drücket,
Wonniglich in meiner Brust

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne seine Pein!

Anhang:

Die Familie Eduard Mörikes

Die ursprüngliche Heimat der Familie Mörike ist, wie ihr Name beweist, der von den beiden Mohren im Wappen herzuleiten ist, Norddeutschland. Nach der Familienchronik soll sie von einem ehemals reichen, dann aber verarmten Adelsgeschlecht in Ostpreußen v. Möricke oder v. Mericke abstammen. Das ist jedoch nicht bewiesen.

Der erste der Vorfahren Mörikes, über den wir sichere Nachrichten haben, war ein Holzhändler Andreas Möricke, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Havelberg in der Mark Brandenburg wohnte. Sein Enkel Bartholomäus Möricke, geboren 1669, wanderte aus und ließ sich in dem Städtchen Neuenstadt im württembergischen Unterland nieder. Er heiratete 1694 die verwitwete Hof- und Stadtapothekerin Marie Vischer in Neuenstadt. Der jüngste Sohn von seinen fünf Kindern, der im Jahre 1705 geborene Albrecht Ludwig Möricke, übernahm als Hof- und Stadtapotheker das väterliche Geschäft. Seine Gattin war die Tochter des gewesenen geistlichen Verwalters und Stadt- und Amtspflegers Joachim Volters in Neuenstadt, dessen Vorfahren es zu hohen Stellen im fürstlichen Verwaltungsdienst gebracht hatten. Der große Stolz dieser Familie war ihre vermeintliche Abstammung von Martin Luther, die jdoch recht zweifelhaft ist.

Der Dichter selbst gehörte nicht der Neuenstädter Hauptlinie an, sondern einer Seitenlinie, die sich in Ludwigsburg festgesetzt hatte. Hier finden wir zunächst seinen Großvater Dr. med. Johann Gottlieb Mörike mit seiner Gattin Friederike Breyer. Mörikes Vater, Karl Friedrich, wurde am 23. September 1763 in Ludwigsburg geboren.

Dem Wunsch seines Vaters gemäß ergriff er das Theologiestudium, obwohl seine Neigung mehr auf dem Gebiete der Medizin lag. Er hörte schon als Theologiestudent die wichtigsten medizinischen Vorlesungen. Nachdem er das Studium beendet und auch die philosophische Doktorwürde erlangt hatte, wurde er 1796 zum Vikar ernannt. Sein Vater war kurz vorher gestorben, und mit der Erlaubnis seiner Mutter studierte er nun noch Medizin.

Im Jahre 1790 konnte er sich in Ludwigsburg als „medicinae praktikus" niederlassen. Im Jahre 1793 vermählte er sich mit der um

acht Jahre jüngeren Charlotte Dorothea Beyer, der Tochter des Pfarrers Christian Friedrich Beyer in Grafenberg.

Die Ehe wurde mit neun Kindern gesegnet. Der erste Sohn starb sehr früh, der zweite, Karl, wurde 1797 geboren. Ihm folgte 1798 eine Tochter Luise. Eduard Mörike wurde als viertes Kind 1804 geboren. Danach kamen noch vier jüngere Geschwister, 1807 ein Bruder August, 1809 eine Schwester Friederike, die wie der erste Sohn schon ganz früh starb, 1813 ein Bruder Adolf und 1816 als Jüngste die Schwester Klara.

Mörikes Vater war ein tüchtiger und beliebter Arzt, der im Laufe der Jahre zum Landvogtei- und Oberamtsarzt, sowie zum herzoglichen Leibmedikus ernannt wurde. Harry Maync schildert ihn als einen Freund edler und froher Geselligkeit, der wegen seiner herzlichen Gutmütigkeit überall beliebt war. Er hatte einen großen Hang zu metaphyscher Spekulation und versenkte sich mit ausdauernder Andacht in die Schellingsche Philosophie. In einem groß angelegten Werk „Medicina philosophicis principis exstructa" setzte er sich mit den philosophischen Systemen von Kant bis Schelling kritisch auseinander. Das Werk wurde leider nicht vollendet, da er vorzeitig aus dem Leben gerissen wurde.

Schon am 23. September 1817, einen Tag, bevor er das 54. Lebensjahr vollenden sollte, starb er an den Folgen eines Schlaganfalls. Mörike selbst berichtet, dieser Schlaganfall sei durch eine große seelische Erschütterung ausgelöst worden, nämlich durch den Anblick seiner sterbenden Mutter. Wenn man solchen Angaben gegenüber auch mißtrauisch sein muß, da es ein menschlicher Zug ist, den Ausbruch einer Krankheit auf äußere Ursachen zurückzuführen, so dürfen wir in diesem Fall doch annehmen, daß an Mörikes Vermutung etwas Wahres ist. Wir erinnern uns daran, wie der Dichter selbst sich beim Tode seiner Mutter verhalten hat. Er war nicht in der Lage, an d saSterbebett seiner Mutter zu kommen, weil ihm die seelische Kraft dazu fehlte. Diese große Empfindlichkeit des Gemüts dürfen wir wohl als ein Erbteil des Vaters ansehen, ebenso wie den Hang zum Übersinnlichen.

Seine Mutter schildert uns der Dichter als eine schlichte feinsinnige Frau, die ohne studierte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine sanfte Gewalt auf die Gemüter ihrer Kinder ausübte. Sie war es auch, die ihren Sohn Eduard durch ihre Märchenerzählungen dazu anregte, selbst Geschichten zu erfinden.

Über Mörikes Bruder Karl und Adolf gibt uns eine Arbeit von Camerer Auskunft, die im dreizehnten Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins veröffentlicht worden ist unter dem Titel: „Über das spätere Leben Karl und Adolf Mörikes".

Karl war wie sein Bruder Eduard künstlerisch begabt und zwar auf dem Gebiete der Musik. Eine Komposition des „Jesu benigne" hat Eduard Mörike in der Musikbeilage zum Maler Nolten veröffentlicht. Außerdem befinden sich geschriebene und litographierte Kompositionen von ihm im Besitz seiner Enkelin. Auch auf dichterischem Gebiet hat er sich versucht, aber mit wenig Erfolg. Seine Enkelin besitzt von ihm eine Novelle „Die Geschwister". Ein Trauerspiel „Hohe Liebe" befindet sich handschriftlich im Marbacher Schillermuseum. Ein Lustspiel „Des Vaters Geburtstag" ist 1838 im Druck erschienen.

Karls Lebensweg verlief bis zum Beginn des Mannesalters glatt und reibungslos. Er studierte Jura und bestritt dabei einen großen Teil seines Lebensunterhaltes durch Erteilung von Musikunterricht. Nachdem er das Studium mit einem guten Examen beendet hatte, wurde er frühzeitig als Amtmann in Scheer angestellt. Im Jahre 1823 vermählte er sich mit Dorothea Bezzenberger. Die Ehe war nicht glücklich, da die Partner nicht gut zusammenpaßten. Karl war gutmütig, künstlerisch begabt, aber wie alle seine Brüder auch unpraktisch, dazu jähzornig und eigensinnig. Seine Frau war eine kältere Natur und konnte sich in die Art der ganzen Familie Mörike nicht recht finden.

Im Jahre 1830 geriet Karl zum erstenmal mit den Gesetzen in Konflikt. Durch einen schlechten Aktuar wurde er, wie sein Bruder Eduard an Mährlen schrieb, in „amtliche Fatalitäten" verwickelt. In einem Brief an Luise Rau gab Eduard Mörike teilweise den Inhalt eines Briefes von Karl wieder: „Wenn gleich der Kommissär", heißt es darin, „bis jetzt nichts Gefährliches gefunden hat und mir auch nicht eigentlich feind zu sein scheint, so behandelt er mich doch sehr inhuman. Ich merkte, daß ich ihm am besten mit der Drohung imponieren kann, es dem Ministerium amtlich anzuzeigen, welchen Zwang der Direktor von Hügel mir mit der Rekommandation des Akteurs auflegte."

Im Jahre 1831 beteiligte er sich, von den Ideen der Julirevolution ergriffen, an aufrührerischen Bewegungen im Unterland und wurde wegen „Verbreitung umstürzlerischer Aufrufe" verhaftet. Dem Geheimen Rat von Körner, dem Bruder des Dichters, der sich für ihn verwandte, hatte er es zu verdanken, daß er nicht wegen Hochverrats, sondern nur wegen „Grober Täuschung der Staatsregierung zu ehrsüchtigen Zwecken" zur Amtsentsetzung und zu einjähriger Festungshaft verurteilt wurde.

Als er 1832 aus der Haft entlassen wurde, ohne Aussicht auf Wiederanstellung oder auf eine sonstige sichere Erwerbstätigkeit, war es ihm nicht mehr möglich, selbst seine Familie zu unterhalten.

Seine Frau mußte mit den drei Kindern in ihrem Elternhause bleiben. Er selbst schlug sich kümmerlich als Musiklehrer durch.

Im Jahre 1838 wurde Karl ein zweites Mal zu Festungshaft verurteilt, diesmal nur zu sechs Monaten, wegen fortgesetzter, schwerer, teils verleumderischer, teils unerwiesener injuriöser Bezüchte und Schmähungen gegen mehrere Staatsbeamte und mit Rücksicht auf eine wegen ähnlicher Verbrechen früher erstandenen Strafe. Über die späteren Lebensjahre Karls haben wir noch nichts ermitteln können. Er starb im September 1848, also schon im Alter von 51 Jahren.

Eduard Mörike hat seinem Bruder Karl, jedenfalls bis zum Jahre 1832, viel Liebe und Hochachtung entgegengebracht. Wir erinnern an die kleine Selbstbiographie des Dichters, in der er besonders betont, daß gerade Karl es war, der in gemütlicher Beziehung einen großen Einfluß auf ihn gehabt hat. In einem Brief an Mährlen vom 7. Mai 1829 schreibt Mörike über ihn: „Wie Du nämlich wissen mußt, mein Amtmann ist weder ein Sauertopf noch ein Verächter des Geistes und außerdem ein beinahe hitzigerer Jäger auf die bessere Literatur dieser Zeit, als ich selber." Daß das Verhältnis zwischen ihm und Karl sehr herzlich gewesen sein muß, sehen wir auch daraus, daß er im Jahre 1828, als er für längere Zeit vom Kirchendienst beurlaubt war, fast ganz von dessen Freigiebigkeit gelebt hat. Später hat er Karl wiederum oft durch Geldgaben unterstützt, obwohl seine eigenen pekuniären Verhältnisse immer schlecht gewesen sind. Als Mörike den Nolten schrieb, hat er Karl oft zu Rate gezogen. Daß er von seinem musikalischen Talent viel hielt, geht aus einem Brief hervor, den er ihm im Februar 1832 schrieb: „Die Poeten und Musiker", heißt es darin, „müssen die Herzen umwenden können wie Handschuhe in einem Nu. Und Gott sei Dank! Wir haben von beiden Espècen einige glückliche Fäden in unserer Natur."

Adolf, der jüngste Bruder Mörikes, der 1813 geboren wurde, wird in einem Brief Mörikes vom 20. Mai 1826 als ein eifriger Schüler der Nürtinger Lateinschule geschildert. In demselben Brief schreibt der Dichter über ihn: „Ja, in diesem Buben ist die seltsamste Mischung von Unbekümmertheit, Roheit und tiefem Gefühl, mit dem er sich vor den Menschen aber schnell resolviert."

Zwei Jahre später sprach Mörike in seinen Briefen nur noch von ihm als „dem Schreiner". Wie es gekommen ist, daß aus dem begabten, strebsamen Schüler ein einfacher Handwerker wurde, das wissen wir nicht. In einem Brief aus dem Jahre 1850, der an Adolf selbst gerichtet ist, spricht Mörike von einer „fatalen Epoche", aus

der er sich zu reinem und tätigem Leben erhoben und die Liebe und Achtung seiner Angehörigen wiedererworben habe.

Im Jahre 1832 schrieb Eduard Mörike an seine Braut: „Der Mutter Gemüt ist ruhiger geworden, seit Adolfs Existenz wieder ins Geleis gerückt worden ist."

Später kam es jedoch zu einem gänzlichen Bruch zwischen Adolf und seinen Angehörigen. Eine Verwandte berichtet aus eigener Erinnerung, Adolf habe Geld haben wollen, um ein eigenes Geschäft zu gründen. Im Gefühl seiner technischen Tüchtigkeit sei er überzeugt gewesen, ein Anlehen, das sein Bruder Eduard für ihn aufnehmen sollte, bald wieder zurückzahlen zu können. Weil dieser unmöglich darauf eingehen konnte, sei er erzürnt fortgegangen und habe lange nichts von sich hören lassen. Nach Aufzeichnungen der Geschwister soll er in Amerika, nach der Überlieferung der Familie seiner Frau in Indien gewesen sein.

Im Jahre 1848 erschien er in einem bejammernswerten Zustand bei einem Freund seiner Brüder und bat ihn um Unterstützung. Bei der Gelegenheit erzählte er ihm, daß er wegen Betrügereien im Arbeitshaus gesessen habe. Er wohnte zu der Zeit als Instrumentenmacher in Zürich, mittellos, sogar ohne ordentliche Kleidung.

Über seine nächsten 19 Lebensjahre ist nichts bekannt. Im Jahre 1859 vermählte er sich mit Adelhaid Hauff, der Tochter eines Pfarrers, der zu der Familie des Dichters Hauff gehörte. In dieser Zeit nahm er die Verbindung mit seiner Mutter und seinen Geschwistern wieder auf. Die Verwandten seiner Frau wissen, daß er im Anfang der sechziger Jahre eine Klavierfabrik besessen hat, die er jedoch nicht halten konnte. Etwa im Jahre 1864 übernahm er die technische Leitung einer Klavierfabrik in Leipzig. Seine Firma gab jedoch die Fabrikation von Klavieren bald auf, und Adolf wurde deshalb entlassen. Er kam dadurch in große wirtschaftliche Not. Vorübergehend arbeitete er dann in einer anderen Leipziger Firma, und danach fand er in Dresden eine Anstellung.

Bald nach seiner Übersiedlung dahin, die wahrscheinlich 1873 stattgefunden hat, verlor er seine Frau durch einen Unglücksfall. Sie starb an einer Kohlenoxydvergiftung. Adolf fand sie, als er von einer Geschäftsreise zurückkam, tot auf dem Sofa liegend. Darauf verließ er seine Heimatstadt und wanderte ruhelos umher. Noch im gleichen Jahre fand man seine Leiche im Gardasee.

„An Gesichtszügen und noch mehr an geistiger Eigenart hatte er manches mit seinem Bruder Eduard gemein", schreibt Camerer. „Auch er hielt sich viele Singvögel, baute ihnen Futternäpfe mit Rädchen, die sie sich selbst heranziehen mußten und gab ihnen

Weihnachten und Pfingsten Feste, wobei sie frei im Zimmer umherfliegen durften; auch verfertigte er mit eigenem Schreinerhandwerkszeug Geräte und kleine Kunstwerke fürs Haus. Groß war seine musikalische Begabung, wenn er auch ohne Kenntnis der Noten nur nach dem Gehör Klavier spielte; von poetischen Produktionen ist bei ihm nichts bekannt geworden. Auch er glaubte an Gespenster wie sein Bruder Eduard, ja, er erblickte zuweilen auch solche. Er war Spiritist und Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung. Als ungewöhnlich gutmütiger Mann hing er mit fast abgöttischer Liebe an seiner Mutter und seinen Geschwistern. In Geld- und Geschäftssachen war er auffallend ungewandt."

Bei den beiden Brüdern Karl und Adolf finden wir, wie bei dem Dichter selbst, im Laufe ihres Lebens Wesensveränderungen, die mit bestimmten Phasen der Pubertät zeitlich zusammenfallen und auch ursächlich mit ihnen zusammenhängen.

Der Abschluß der Pubertät stellt für Karl in weit größerem Maße als für Eduard Mörike einen Wendepunkt in seiner Entwicklung der negativen Seite dar. Während bei dem Dichter mit dieser Entwicklungsstufe nur ein allgemeiner Tonusverlust einsetzte, der seine Schaffenskraft beeinträchtigte, brachte für Karl den Abschluß der Pubertät ein Absinken der Gesamtpersönlichkeit mit sich. Aus dem vielseitig begabten Jüngling, der bereit war, für seine Ideale Opfer zu bringen, wurde ein freudloser Querulant, der, durch unglückliche Umstände einmal aus dem Geleise geworfen, nicht mehr imstande war, sein Leben zu meistern.

Eine noch viel deutlichere Wendung nach der negativen Seite zeigt die Entwicklung Adolfs. Sie erfolgt schon erheblich früher als bei den Brüdern. Zu Beginn seiner Pubertät erlebt er „eine fatale Epoche", über die wir leider nichts Näheres wissen. Den begabten strebsamen Schüler finden wir später als einfachen Handwerker wieder. Im Alter von 27 Jahren erscheint er als verkommener Bummler.

Dagegen finden wir ihn im reifen Mannesalter als einen Menschen, der sich aus tiefstem Elend durch eigene Kraft zu einer verhältnismäßig gehobenen sozialen Stellung emporgearbeitet hat und an der Seite einer Frau, die einer geistig hochstehenden Familie entstammt, ein vorbildliches Leben führt.

Über August Mörike wissen wir wenig. Nach Eduard Mörikes Briefen zu urteilen, ist er ihm selbst im Wesen sehr ähnlich gewesen. Schon im Alter von 17 Jahren starb er plötzlich, ohne daß vorher irgendwelche Anzeichen einer Erkrankung bei ihm bemerkt worden wären. Wir vermuten, daß es sich bei ihm um den sogenannten Thymustod gehandelt hat, dessen Ursache jedoch bis heute

nicht geklärt ist. Der Name Thymustod führt daher, daß sich bei Kindern, die so plötzlich sterben, häufig eine vergrößerte Thymusdrüse fand. Heute steht man auf dem Standpunkt, daß die Thymusfunktion mit dieser Todesart nichts zu tun hat. Der Professor der Pädiatrie Dr. W. Keller äußert sich folgendermaßen darüber: „Wahrscheinlich tritt der plötzliche Tod durch einen vorwiegend nervös bedingten Herzstillstand bei lymphatischer Konstitution und exsudativer Diathese ein." Diesen vier geistig differenzierten und vielseitig, besonders auf künstlerischem Gebiet begabten Brüdern Karl, Eduard, August und Adolf Mörike, steht Louis gegenüber, der zwar nur mittelmäßig begabt, doch innerlich fröhlich und ausgeglichen, sich als Landwirt gut durchs Leben schlug. Wir sehen in ihm einen typischen Vertreter der pyknischen Konstitution, der viel mit den „Sommerwesten" gemein hat, die Mörike in dem humoristischen Gedicht „An meinen Vetter" besingt.

Von Mörikes Schwestern Luise und Klärchen können wir uns nach seinen Briefen ein ungefähres Bild machen. Luise war eine sehr empfindsame Natur mit einer tiefen Religiosität und großer Herzensgüte. Klärchen war ihr ähnlich, nur nicht so zart. Wie ihr Bruder Eduard hatte sie einen ausgeprägten Sinn für Humor.

Über Mörikes Tochter wissen wir wenig. Marie war als Kind still und in sich gekehrt und körperlich sehr schwächlich, während Fanny gesund und lebhaft war und ihre Umgebung durch ihre drolligen, originellen Aussprüche erheiterte.

Mörikes Schwester Luise und seine Tochter Marie, die sich im Wesen sehr ähnlich gewesen zu sein scheinen, starben beide nach langem Leiden im jugendlichen Alter, Luise mit 29, Marie mit 19 Jahren. Wir vermuten, daß beide einer tuberkulösen Erkrankung erlegen sind, zumal wir wissen, daß Marie ein Brustleiden gehabt hat.

Auffallend gering ist die Zahl der Nachkommen der Familie Mörike. Die einzigen aus dem großen Geschwisterkreis, die Kinder hatten, waren Eduard Mörike und sein Bruder Karl. Eduard Mörikes Tochter Marie starb früh. Fanny heiratete einen Uhrmacher Hildebrand in Neu-Ulm. Ob sie Nachkommen gehabt hat, ist uns nicht bekannt. Karl hatte drei Kinder; aber heute stellt seine eine Enkelin mit ihren drei Kindern seine ganze Nachkommenschaft dar.

Herrn Professor Kretschmer danke ich für die Anregung und Unterstützung meiner Arbeit.

Benutzte Literatur

1. Harry Maync: Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Dritte und vierte überarbeitete Auflage 1927. I. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
2. Karl Fischer: Eduard Mörikes Leben und Werke. Behrs Verlag 1901, Berlin W, 35.
3. Mörikes Werke. Herausgegeben von Harry Maync. Leipzig, Bibliographisches Institut 1914.
4. Seebaß, Friedrich: Eduard Mörike. Briefe. Tübingen. R. Wunderlich 1919.
5. Seebaß, Friedrich: Unveröffentliche Briefe. I. C. Cottasche Buchhandlung Nachf. Stuttgart 1941.
6. Eduard Mörike. Briefe. Herausgegeben von Fischer und Kraus. Berlin O. Elsner 1903.
7. Renz Gotthilf: Freundeslieb und Treu. 250 Briefe Eduard Mörikes an Wilhelm Hartlaub. Leopold Klotz Verlag Leipzig 1838.
8. Windegg, Walter Eggert: Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. 11.—13. Tausend. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. 1924.
9. Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Theodor Storm. Herausgegeben von Jakob Baechtold, Stuttgart J. G. Göschen 1891.
10. Briefwechsel zwischen Moriz von Schwind und Eduard Mörike. Mitgeteilt von J. Baechtold. Leipzig 1890.
11. Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Heinz Kindermann. Stuttgart, Strecker und Schröder. 1885.
12. Briefwechsel zwischen Eduard Mörike und Friedrich Theodor Vischer. Herausgegeben von Robert Vischer, München Beck, 1926.
13. Ungedruckte Briefe von Mörike und Wilhelm Waiblinger. Mitgeteilt von Otto Günter in den Süddeutschen Monatsheften.
14. Windegg, Walter Eggert: Künstlers Erdenwallen. I. C. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1912.
15. Rechenschaftsberichte des Schwäbischen Schillervereins.
    a) Über das spätere Leben Karl und Adolf Mörikes. Von Dr. W. Cremerer. Nachtrag zur Vereinsausgabe von 1908.
    b) 13. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins über das Jahr 1908/09. Über Gesichte in Eduard Mörikes Familie.
    Aus einem Brief Hartlaubs an Günther. 10. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins.
    c) Ungedrucktes von Eduard Mörike.
16. Das Urbild der Peregrina von Paul Corrodi. Im Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur 1923.

Lebenslauf

Ich wurde am 3. Juni 1919 als Tochter des Staatsanwalts Dr. Waldemar Lau und seiner Ehefrau Hertha Lau geb. Fülscher in Beuthen (O.S.) geboren. Im Jahre 1921 wurde mein Vater nach Lüneburg versetzt. Wir bezogen eine Wohnung in Lüne bei Lüneburg. Im April 1925 trat ich dort in die Dorfschule ein. Im April 1927 wurde mein Vater zum Landgerichtsdirektor in Glogau befördert. Ich besuchte in Glogau zuerst die Volksschule und ab Ostern 1929 das Lyzeum. Im Januar 1934 wurde mein Vater zum Landgerichtspräsidenten in Flensburg ernannt. Dort besuchte ich das Lyzeum bis zum Abitur, das ich Ostern 1939 bestand. Im Anschluß daran leistete ich den halbjährigen Arbeitsdienst in Kärnten ab. Im Januar 1940 begann ich in Kiel mit dem Medizinstudium und bestand dort im Sommersemester 1941 das Physikum. Danach studierte ich zwei Semester in Leipzig. Die letzten vier klinischen Semester studierte ich in Marburg, wo ich am 13. Oktober 1944 das medizinische Staatsexamen bestand.

Am 30. Dezember 1943 vermählte ich mich mit dem Kandidaten der Medizin Klaus Sievers. Am 21. Dezember 1944 wurde unser Sohn Holger geboren. Mein Mann ist zur Zeit Assistenzarzt in Flensburg.

Die Namen der akademischen Lehrer, an deren Vorlesungen und Kursen ich teilgenommen habe, sind folgende:

In Marburg: Prof. Dr. *Bach*, Prof. Dr. *Becker*, Prof. Dr. *Gremels*, Prof. Dr. *Grüter*, Prof. Dr. *Kestermann*, Prof. Dr. *Kretschmer*, Dr. *Konrad*, Prof. Dr. *Lauber*, Dr. *Mall*, Prof. Dr. *Pfannenstiel*, Prof. Dr. *Schwinkenbecher*. Prof. Dr. *Uffenorde*, Prof. Dr. *Winkler*. .. ..

In Kiel: Prof. Dr. *Benninghoff*, Prof. Dr. *Diels*, Prof. Dr. *Freerksen*, Prof. Dr. *Kopfermann*, Prof. Dr. *Remane*, Prof. Dr. *Tischler*.

In Leipzig: Prof. Dr. *Baensch*, Prof. Dr. *Dresel*, Dr. *Gedkens*, Prof. Dr. *Hoock*, Prof. Dr. *Koch*, Dr. *Loeweneck*, Dr. *Schlomka*, Prof. Dr. *Schröder*.

Ingeborg Sievers geb. Lau.